EINGEBORENENKULTUREN IN SÜDWEST- UND SÜDAFRIKA

WISSENSCHAFTLICHE ERGEBNISSE
EINER FORSCHUNGSREISE NACH
SÜD- UND SÜDWESTAFRIKA
IN DEN JAHREN 1926–1928

VON

VIKTOR LEBZELTER

KUSTOS AM NATURHISTORISCHEN
MUSEUM IN WIEN

MIT 111 TEXTABBILDUNGEN UND
30 LICHTDRUCKTAFELN

1934

VERLAG KARL W. HIERSEMANN / LEIPZIG

[Title page]

VORREDE

Nachdem ich im Jahre 1930 im ersten Bande dieses Werkes meine Beobachtungen und Schlußfolgerungen auf dem Gebiete der Vorgeschichte niedergelegt hatte, gebe ich in diesem Bande meine Aufnahmen bei den Eingeborenenstämmen, die ich auf längere Zeit besuchen konnte, wieder. Dieser Band möge als reines Quellenwerk angesehen werden. Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, ein abgerundetes Bild aller Eingeborenenkulturen südlich des Kunene und Limpopo zu bieten. Ich mußte mich jedoch, mit Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum, auf meine eigenen Feststellungen beschränken. Im dritten Bande dieser Veröffentlichung hoffe ich Rassen- und Kulturgeschichte Südafrikas als eine organische Einheit darzustellen.

Ich bin dem Verlage Karl W. Hiersemann in Leipzig zu besonderem Dank verbunden, daß er trotz der schweren Zeitläufte es übernahm, diesen Band herauszubringen. Ich danke weiter der Deutschösterreichischen Wissenschaftshilfe, welche durch ihre wertvolle Unterstützung die Drucklegung förderte. Ich danke weiterhin den Direktionen der Völkerkundemuseen in Berlin, Hamburg, Stuttgart und Zürich für die gütige Überlassung von Bildmaterial.

Die Stämme, deren Kulturen ich schildern konnte, befinden sich alle im Zustande fortschreitender Europäisierung. Für die meisten derselben, nämlich die Stämme Südwestafrikas, erschien europäische Kultur und Zivilisation in deutscher Prägung, und darum darf ich hoffen, daß die Kulturen dieser Stämme, die durch Jahrzehnte unter deutscher Hoheit standen, gerade im deutschen Volke besonderes Interesse finden werden.

Der Verfasser

Alle Rechte Vorbehalten
Printed in Germany

[pp. i-iv not processed]

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 1

DIE BUSCHMANNSTÄMME

1. Kapitel: Die Buschmänner von Angola 5
2. Kapitel: Die Buschmänner des westlichen Otjimpolofeldes 6
3. Kapitel: Die Daman-Buschleute aus dem Palmbusch östlich von Oondonga 10
4. Kapitel: Die Buschmänner von Ukuambi 13
5. Kapitel: Die Buschmänner von Uukualuthi 14
6. Kapitel: Die !Kungbuschmänner 16
1. Die Zahl. 2. Zur Charakterologie. 3. Haltung, Bewegung, Ausdauer. 4. Habitustypen und Konstitution. 5. Der Tagesverlauf. 6. Die Jahreseinteilung. 7. Der Lebenslauf. 8. Die Jagd. 9. Die Wasserversorgung. 10. Die Feldkost. 11. Ergologie. 12. Soziale Organisation. 13. Krankheiten und Heilbehandlung. 14. Die Doktorenprüfung. 15. Die Elemente. 16. Der Regenzauber. 17. Religion. 18. Seelenlehre und Unsterblichkeitsglauben. 19. Tanzlieder. 20. Das Recht. 21. Konflikte mit den Europäern.
7. Kapitel: Die Buschmänner des Nordens 62
8. Kapitel: Die Nogau-Buschmänner von Epukiro 66
1. Geburt und Kindheit. 2. Die Knabenweihe. 3. Die Mädchenweihe. 4. Brautwerbung, Hochzeit und Ehe. 5. Staat und Recht. 6. Das Weltbild und die Religion. 7. Medizin. 8. Tod und Begräbnis. 9. Die Jagd. 10. Kleidung und Schmuck. 11. Waffen.
9. Kapitel: Die Hei//om der Etoschapfanne 80
1. Haus und Werft. 2. Schmuck und Körperverzierung. 3. Medizinen. 4. Isabgeschichten. 5. Religion. 6. Von den Buschmännern der Neidausfläche.
10. Kapitel: Die Buschmänner des südwestafrikanischen Hochlandes 88
11. Kapitel: Die Buschmänner der Naukluft 90
1. Die Jagd. 2. Ergologie. 3. Das Strafrecht. 4. Staats- und Privatrecht. 5. Das Kind. 6. Mädchenweihe. 7. Die Ehe. 8. Tod und Begräbnis. 9. Krankheiten und Heilbehandlung. 10. Religion. 11. Fabeln.
12. Kapitel: Die Buschmänner von Lake Chrissie (Transvaal) 102
13. Kapitel: Die Buschmänner im Basutoland 102
14. Kapitel: Die Buschmänner des Transkei 103
DIE BERGDAMA DES MITTELLANDES 106
1. Zahl und Verteilung. 2. Geschichte. 3. Haus und Werft. 4. Das heilige Feuer. 5. Bekleidung, Schmuck und Körperpflege. 6. Hausrat. 7. Die Haustiere. 8. Die Jagd. 9. Vegetabilische Nahrung, Getränke, Konserven und Genußmittel. 10. Schwangerschaft und Geburt. 11. Die Kinderzeit. 12. Die Jugendweihen. 13. Verlobung und Hochzeit. 14. Ehescheidung. 15. Das tägliche Leben. 16. Tänze. 17. Zauberlieder der !Gaio-Daman. 18. Der Häuptling. 19. Gerichtsverfahren. 20. Strafrecht. 21. Erbrecht. 22. Familien- und Sippengliederung. 23. Die Heilkunde. 24. Weltanschauung und Religion. 25. Mythen, Sagen und Märchen. 26. Zur heutigen Berufsgliederung und Wirtschaft der Bergdama.
VON DEN HERERO 182
1. Religion. 2. Sagen der Herero.
DIE STÄMME DES AMBOLANDES 188
1. Die eingeborene Bevölkerung des Ambolandes. 2. Die europäische Bevölkerung. 3. Zur Geschichte. 4. Haus und Gehöft. 5. Hausrat. 6. Gewerbe. 7. Der Handel. 8. Die Minenläuferei. 9. Der Feldbau. 10. Viehzucht. 11. Speisen. 12. Getränke und Narkotika. 13. Äußere Erscheinung, Schmuck und Kleidung. 14. Waffen. 15. Geburt und Schwangerschaft. 16. Aus dem Kinderleben. 17. Beschneidungsfeier. 18. Mädchenweihe. 19. Eheschließung. 20. Puppen. 21. Krankheiten. 22. Tod und Begräbnis. 23. Der Krieg. 24. Jagd. 25. Straf- und Zivilrecht. 26. Die Staatsverfassung und die Häuptlinge. 27. Die Elemente. 28. Von Glauben und Aberglauben.

VON DEN STÄMMEN DES SÜDOSTENS

1. Kapitel: Aus Swasiland 254
1. Zur Geschichte des Landes. 2. Die Orakelhölzer. 3. Zauberei. 4. Einzelsagen und abergläubige Vorstellungen. 5. Heirat. 6. Missionen. 7. Verfassung. 8. Die Begräbnis-Riten. 9. Swazigeschichten.
2. Kapitel: Die Amazulu 270
1. Kulturelle Wandlungen im Zululande. 2. Aus dem Lebenslauf der Zulu. 3. Haus und Küche. 4. Viehzucht und Fleischverwertung. 5. Speiseverbote. 6. Totemistische Spuren. 7. Die Elemente und die Zeiteinteilung. 8. Moral. 9. Familienrecht und Lobola. 10. Zaubermedizinen. 11. Zulugeschichten.
3. Kapitel: Die Baphuti 298
Register 301

[p. VII]

[p. VI not processed]

VERZEICHNIS DER TAFELN

I. Lagerplätze der Expedition in Südwest: 1. Vormarsch in Sandfeld. 2. Lager bei Skandl im Otjimpolofelde. 3. Auf der hohen Düne an der Etoschapfanne. 4. Unter dem Affenbrotbaum von Uukualuthi.

II. Landschaftsbilder aus dem !Kungfeld: 1. !Kunghütten im Buschfeld. 2. Sommerlandschaft im !Kungfeld. 3. Der Omuramba u Omatako südlich Otjituo. 4. Winterlandschaft im Sandfeld.

III. !Kung: 1. Lager der !Kung am oberen Omuramba u Owambo. 2. Der Verfasser verhandelt mit !Kung-Buschleuten im Otjimpolofeld.

IV. Windschirme und Hütten der !Kung.

V. !Kung-Buschleute vom oberen Omuramba u Owambo.

VI. 1. Hinterschurz (Betschuanen). 2. Halsband (Buschmänner). 3. Grasarmbänder. 4. Fliegenwedel (!Kung). 5. Fellsack (Kauas-Hottentotten) 6. Buschmannpfeile (Kap-Provinz). (1—5 Museum für Völkerkunde Berlin; 6 Lindenmuseum Stuttgart.)

VII. 1. Schürze für kleine Mädchen (Nama und Hei//om). 2. Frauenschurz (Gegend von Gobabis). 3. Parfumdose (Herero). 4. bis 6. Buschmannmützen und Strohhüte der Buschmänner (!Kung). (1—4 und 6 aus dem Völkerkundemuseum Berlin; 5 aus dem Lindenmuseum Stuttgart.)

VIII. Kindertypen der !Kung-Buschleute.

IX. 1. !Kung beim Fallenstellen. 2. Strauß in der Falle (!Kung; Sandfeld).

X. Typen der !Kung aus dem Otjimpolofeld.

XI. Buschmänner aus Kunda und Ongandjera (Owamboland).

XII. Typen der Hei//om-Buschleute.

XIII. 1. Am Südufer der Etoschapfanne. 2. Die Rössingberge in der Namib. 3. Hererogehöft in Otjiherongo. 4. Hererohütten in Otjiherongo.

XIV. Volkstypen aus dem Bergdamagebiet.

XV. Aus dem Kinderleben der Bergdama in Okombahe (Aufnahmen P. Mogk O. M. J.): 1. Das Spiel von der Hyäne. 2. Kinder bei der Hausarbeit.

XVI. 1. und 2. Owambopuppen aus Ondonga. 3. und 4. Frauentäschchen aus Okombahe. 5. Fischkorb aus Ombarantu. 6. Frauenkopfschmuck der Ondongafrauen (Lindenmuseum Stuttgart). 7. Musikinstrument (Ondonga). 8. Vorderschurz mit Taschen (Hottentotten; Völkerkundemuseum Zürich). (5 und 8 stark verkleinert.)

XVII. Landschaftsbilder aus dem Ambolande: 1. Angolagrenze bei Kunda. 2. Tabakgarten in Oshigambo. 3. Dachgerüst in Ombarantu. 4. Wasserloch eines Dorfes in Ondonga.

XVIII. Volkstypen aus Ombarantu.

XIX. Volkstypen aus Ukuambi.

XX. Volkstypen aus Uukualuthi.

XXI. Volkstypen aus Uukolonkathi.

XXII. 1. Küchenraum eines Owambogehöftes in Ondonga. 2. Kraalmodell aus [illegible] und Maisstengel (Ondonga). 3. Kleintierfalle der !Kung-Buschleute. 4. Kleintierfalle der Zulu.

XXIII. Die Rinderrassen des Ambolandes: 1. Betschuanenrinder in Uukuanjama. 2. Eingeborene Owamborinder aus Ongandjera.

XXIV. 1. und 2. Hühnerkörbe der Barotse. 3. Amulett der Buschmänner (Südwestafrika). 4. Wahrsagerschnur mit Astragali (Westgriqualand). 5. und 6. Eisenschmuck der Herero. 7. Ohrringe aus Messing, Eisen und Zinn (Bergdama; Völkerkundemuseum Berlin). 8. Zauberbeutel eines Xosa-Doktors (Südostafrika).

XXV. Felslandschaften aus dem Zululandhochfeld (Umgebung von Inkamana; Aufnahmen der Benediktiner Mission Inkamana-Vryheid).

XXVI. Aus dem Zululand. 1. Mädchen mit Säugling. 2. Mädchen beim Maisstampfen. 3. Regenbeschwörung. 4. Mädchen verscheucht Vögel. (Aufnahmen Photostudio Mariannhill.)

VERZEICHNIS DER TEXTFIGUREN

Seite
1. !Kung beim Buschmannbrunnen 34
2. Gauab treibt das Wild den Jägern zu 34
3. Feuerhölzer der Kalahari-Buschmänner 35
4. Holzmesser der !Kung 37
5. Holzgefäße der !Kung 37
6. Große Holzschüssel der !Kung 37
7. Stampfer und Grabstock der !Kung 37
8. 1. Grabstock mit !Kwe; 2. Feldhacke 37
9. Bestickter Vorderschurz aus Leder (!Kung) 38
10. Buphane disticha Herb. Pfeilgiftpflanze der !Kung 39
11. Acocanthera venenata. Pfeilgiftpflanze der !Kung 39
12. Bogen der !Kung 40
13. Tanztrommel der !Kung (Kuntese) 41
14. Kalenderholz der !Kung 41
15. Dachapfeife der !Kungbuschleute 42
16. Kratzerartiges Instrument 43
17. !Kung-Instrument zum Zahnausschlagen 44
18. Kirri der !Kung 47
19. Zauberer mit Vogelmaske und Krankheitsgeistern im Gefolge 48
20. Buschmannrevolver der !Kung 50
21. Totengeister und Regentiere 54
21a. Darstellung einer Krankenheilung 61
22/23. Abrollung der Einritzungen auf Stöcken der Naron(?)-Buschleute 67
24. Magischer Kontakt zwischen Jäger und Wild 69
25. Halskette mit Zauberhölzern und Parfümdose eines Mädchens (Nogau) 71
26. Nogaumädchen im Festschmuck aus Straußeneiperlen 72
27. Pfeile der / Au-in 77
28. Bogen der No-gau 78
29. Wildfalle 78
30. Karte der Etoscha 81
31. Hei//omkind aus Namutoni 82
32. Hei//om-Werft nach L. C. Fourie 84
33. Werftplan (Hei//om) 84
34. Sandale der Hei//om von Uuwib 88
35. Pfeile und Köcher der Kalahari-Buschmänner 89
36. Wegweiser der Naukluft-Buschmänner 91
37. „Schriftzeichen" der Naukluft-Buschmänner 92
38. Totengeister, als Skelette dargestellt 99
39. Wahrsagehölzer (Nau-ib) 100
40. Ursprüngliche Verbreitung geschlossener Bergdamagebiete 106
41. Grundriß einer Bergdamahütte 113
42. Fettdose der Bergdama 116

Seite
43. Holzschüssel aus Okombahe 119
44. Holzlöffel der Bergdama 119
45. Bergdamazicklein 121
46. Grewia bicolor Jussieu 129
47. Nach Hereroart hergestellte Milchgefäße der Bergdama von Okombahe 129
48. Kalenderhölzer der Dama und Nama 144
49. Blumea gariepina Dl. 156
50. Geisterlöwen und andere Geistertiere 160
51. Seildrehender Bergdama 170
52. Mädchen bei der Fellbearbeitung 178
53. Ahnenhölzer der Herero 183
54. Milchschöpfer (Omatjete) 185
55. Pulverhorn der Herero (Omurambu Umatako) 186
56. Gliederung von Ondonga 192
57. Gliederung von Ongandjera 192
58. Gliederung von Uukualuthi 193
59. Kraalgrundriß aus Ondonga 198
60. Kraalgrundriß aus Ukuanjama 198
61. Kraalgrundriß aus Ombarantu 199
62. Kraalgrundriß aus Uukualuthi 200
63. Hausgefertigter Sessel 203
64. Schmiedegebläse aus Amboland 203
65. Geschmiedete Werkzeuge aus Amboland 204
66. Kalebassenzeichnungen aus Ukuanjama 205
67. Kalebassenzeichnungen aus Ukuanjama 205
68. Porträtzeichnungen aus Ukuanjama 206
69/70/71. Hauskeramik von Ukuambi 207
72. Owambo-Musikinstrument 207
73. Schnupftabakdosen der Owambo 208
74. Zweig der Euphorbia striata Thunb., von welcher das Pfeilgift gewonnen wird 209
75. Hölzerne Feldhacke 210
76. Wasserdichtes Krüglein aus Bastgeflecht 211
77. Melkeimer aus Ondonga 213
78. Instrument zum Aushöhlen von Bechern und Schüsseln (Amboland) 214
79. Fischharpune aus Uukolonkathi 215
80. Holzkrüglein aus Ondonga 216
81. Bierbecher der Owambo 216
82. Fleischschüsseln der Owambo 217
83. Eisernes Männerarmband aus Ondonga 218
84. Schmuckknopf aus Elfenbein 220
85. Kupferfußring aus Uukualuthi 220
86. Haartracht der jungen Mädchen aus Ombarantu [illegible]
87. Eiserne Pfeilspitzen der Owambo [illegible]
88. Vogelpfeile der Owambo [illegible]
89. Bogen aus Ukuambi 223

3: Lebzelter FX10 Bushmen

VERZEICHNIS DER TEXTFIGUREN

Seite
90. Pfeilbefiederung im Owamboland 223
91. Leute, die eine verbotene Wurzel gegessen haben, werden in Zauberfrösche verwandelt (Buschmannarbeit) 227
92. Owambokämme 230
93. Kinderpuppen aus Ondonga 232
94. Streitaxt aus Kunda (Kunene) 236
95. Dolch 238
96. Hottentottendolch 238
97. Selbstgefertigter Wagen des Schulmeisters in Umbarantu 239
98. Amulettkette aus Uukuanjama 250
99. Orakelhölzer 258
100. Zulu mit Hühnertragkörben 271

Seite
101. Auto aus Ton 280
102. Maskentänzer vom Hofe König Tschakas 283
103. Musikinstrumente der Zulu 284
104. Inneres einer Zuluhütte 285
105. Kraal eines vornehmen Zulu aus Natal 286
106. Prinzenkraal aus Zululand 286
107. Der Blitzvogel (Scopus umbretta L.) nach Brehm 288
108. Jo-Jo-artiges Spielzeug (?) oder Zauberinstrument (Paulpietersburg) 290
109. Amazulu-Mädchen 293
110. Amazulu-Mädchen 294
111. (Isitombi) Heiratsfähiges Mädchen (Zulu) 296

EINLEITUNG

Zweck meiner Expedition, auf welcher ich von meiner Gattin, **Maria Lebzelter-Grammetbauer**, begleitet wurde, war das Studium der Anthropologie und Ethnologie der Eingeborenenstämme, besonders der Buschmänner, sowie der archäologischen Verhältnisse Südafrikas. Der ursprüngliche Plan stammt von Prof. P. Dr. Wilhelm **Schmidt**, S. V. D. Wiederholte großherzige Spenden **Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.** ermöglichten die Fortführung der von P. **Schmidt** mit nimmermüdem Eifer geförderten Expedition. Die österreichische Bundesverwaltung ermöglichte es mir durch besondere administrative Maßnahmen, die Reise anzutreten. Auch der Herausgeber des „Anthropos", Prof. P. W. **Koppers**, hat dem Expeditionsfonds wiederholte namhafte Unterstützungen zukommen lassen. Der Research Grant Board in Johannesburg bewilligte mir – allerdings für rein anthropologische Zwecke – eine einmalige Subvention von 50 Pfund.

Programm und Durchführung meiner südafrikanischen Expedition habe ich bereits im ersten Bande dieses Werkes niedergelegt. Hier, am Eingang in die Darstellung der ethnologischen Ergebnisse, möchte ich in großen Zügen schildern, wie sie zustande gekommen sind. Ich muß vorausschicken, daß zwischen dem Zeitpunkte, wo durch die Maßnahmen der österreichischen Behörden gesichert war, daß ich die Heimat verlassen konnte, und meiner Abreise nur ein Zeitraum von drei Wochen lag. Von einem eingehenderen Studium der Eingeborenensprachen konnte daher keine Rede sein. Die Bedingungen, unter welchen man heute ethnologisch im Felde arbeiten kann, sind grundsätzlich verschieden von jenen der Pionierzeit. Durch die Tätigkeit der Missionen wächst, von den Buschmännern abgesehen, bei allen Stämmen eine Intelligenzschicht heran, die wenn auch nicht in dieser Generation, so doch sicher in der nächsten die Erforschung des eigenen Volkes mit Erfolg in die Hand nehmen wird. Ich erinnere mich eines Advokaturschreibers in Natal (Swazi), der sich ein ethnologisches Vorlesungsheft aus Johannesburg beschafft hatte und dieses auswendig konnte. Als er sich an einen weißen Ethnologen wandte, um mit der praktischen Arbeit zu beginnen, versicherte ihm dieser, so wenig als ein Rennpferd zum Pflügen verwendet werden könnte, so wenig könnte ein Ochse zum Rennsport verwendet werden. Inzwischen sind aber doch bereits einige recht gute Arbeiten von Eingeborenen erschienen. Ich habe mich bei meinen Arbeiten durchweg eingeborener Schulmeister bedient, die nicht nur die deutsche oder englische Sprache in Wort und Schrift, sondern auch ihre Muttersprache in Grammatik und Phonetik beherrschten.

Bei den Zulu und Swazi habe ich mehr gelegentlich Studien gemacht. Hier war es insbesondere Pater Andreas Ngidi in Inkamana, Prinzessin Maria Dhlamini in Mbabane und die italienischen Missionare des Swazilandes, denen ich meine Angaben verdanke. Meine Reise stützte sich vorwiegend auf die Missionen. Während in den Vikariaten der katholischen Missionen von Zululand und Marianhill das Hauptgewicht der Arbeit auf anthropologischem und prähistorischem Gebiete lag, gehörten in Südwestafrika ethnologische Studien zu den speziellen Aufträgen der Expedition. Durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Provikars P. Schleipen der katholischen Mission in Windhuk wurde mir der Schulmeister Alois Kheibeb zugeteilt, mit dessen Hilfe ich mit den alten Daman in Kontakt kam. Auf der katholischen Mission in Okombahe führte mir P. Bachmann den Bruder des Häuptlings Gottlieb Horeseb zu, der mit ein paar anderen alten Leuten kam, um mir Geschichten zu erzählen. In Grootfontein war es P. Jaeger, der mir seinen Damaschulmeister Nikolaus Horeseb zur Verfügung stellte. Es gelang dann weiterhin, eine sehr intelligente !Kungfrau, Katiti, die mit einem Hei//om verheiratet war, zu gewinnen, und auf diese Weise war es möglich, mit den !Kung in sprachlichen Kontakt zu treten. Im Ovamboland konnte ich mich auf die großzügige Hilfe der finnisch-evangelischen Mission stützen. Durch die Vermittlung von Herrn Leuchs engagierte ich einen angesehenen Mann aus Oshigambo, namens Erastus Mbumba, der 13 Jahre als Cleark in Swakopmund gewesen war und glänzend deutsch sprach. Die Buschmanngewährsmänner im Ovambolande sprachen Ovambo. In Epukiro stellte mir der Missionsobere P. Watterott, O. M. J., den Dorfschulzen Franz Arenat zur Verfügung, der seinerseits wieder den Kontakt mit den Nogau-Buschmännern herstellte. Die Dolmetscher müssen gut bezahlt werden. Allen, die mir bei meinen Arbeiten behilflich waren, sei an dieser Stelle herzlichst gedankt.

Um einen wirklichen Erfolg auf ethnologischem Gebiete zu erzielen, ist es notwendig, auch das Vertrauen und die Sympathie der Eingeborenen zu gewinnen und in ihnen die Überzeugung zu wecken, daß man nicht irgendwie Böses im Schilde führe oder sie lächerlich machen wolle; Geld allein genügt nicht. Das Verhältnis zwischen den Weißen und Farbigen ist ein solches, daß der Eingeborene von vornherein dem Weißen mit dem größten Mißtrauen gegenübersteht. Die Eingeborenen sind im Grunde genommen höfliche Leute und leben untereinander nach streng geregelten Umgangsformen. Kein Eingeborener wird einem anderen etwas Unangenehmes ohne Grund sagen. Anreden, etwa wie man sie bei uns häufig hört: „Sie sehen schlecht aus, Sie sind wohl krank?“ u. ä. Liebenswürdigkeiten, sind ausgeschlossen. Jeder Eingeborene erwartet, daß er seiner sozialen Stellung entsprechend behandelt wird. Die Eingeborenen können es nicht verstehen, wenn etwa ein europäischer Reisender oder Missionar junge Leute außergewöhnlich liebenswürdig behandeln würde, dagegen empfinden sie die wegwerfende Behandlung älterer Leute und Familienväter als eine grobe Taktlosigkeit. So ist z. B. im Ovamboland die Respektanrede für Männer „Tati“ = Vater. Der Ethnologe, der die ergrauten Männer eines Eingeborenenstammes so behandelt, als ob sie alte Leute der eigenen Rasse wären, die, mögen sie sich in welcher Stellung immer befinden, ihre Lebensaufgabe erfüllt haben und darum Achtung verdienen, wird gewonnenes Spiel haben. Aber so einfach und selbstverständlich es aussehen würde, nach dieser Maxime zu handeln, so schwierig ist es in vielen Fällen. Ich will ganz davon absehen, daß mancher Gelehrte in den Eingeborenen weniger Mitmenschen als Studienobjekte sieht, die Hauptschwierigkeit liegt in den eingebürgerten Umgangsformen der Weißen den Eingeborenen gegenüber. Kein Eingeborener darf auf einem Sessel in Gesellschaft der Weißen sitzen. In den europäischen Häusern befindet sich meist vor oder hinter der Eingangstür ein Bänkchen für schwarze Honoratioren. Der gewöhnliche Eingeborene hockt auf dem Boden. Man behauptet ja nicht mit Unrecht, daß dies die ursprüngliche Art des Sitzens bei ihnen ist, aber trotzdem empfindet der Schwarze diese Art, wenn sie ihm vom Europäer aufgezwungen wird, als eine Demütigung. Der Eingeborene ist nun eben in der Anschauung der dort lebenden Europäer eine Menschensorte minderer Art, mit der man nicht einmal dieselbe Kirche gleichzeitig besuchen will, was vielen Missionaren den Dienst sehr erschwert. Würde der Reisende mit diesen Sitten oder Gebräuchen radikal brechen, so würde er sich damit des Verkehrs und der Unterstützung der Europäer begeben, auf die er doch angewiesen ist. Es gehört also ein außerordentliches Maß von Takt dazu, um weder das Selbstgefühl der Weißen noch das der Eingeborenen zu verletzen. Bei manchen Stämmen, wie bei den Herero oder bei den Ombarantu, ist die Abneigung gegen die Weißen freilich so groß, daß nutzbringende ethnologische Arbeit derzeit ziemlich unmöglich ist. Aber auch bei den Buschmännern war die Sache keineswegs einfach. Der alte Khame, der später mein guter Freund und Gewährsmann wurde, lehnte zuerst die Mithilfe mit der Begründung ab: „Wie soll ich mein Herz aufmachen, wo ich doch weiß, daß du mein Feind bist.“ Der Eingeborene hat auch ein sehr gutes Empfinden dafür, ob die Achtung, die man ihm entgegenbringt, aufrichtig ist oder nicht. Er leidet schließlich bei der Behandlung, die ihm zuteil wird, auch an Minderwertigkeitskomplexen, die seine Behandlung noch schwieriger gestalten. Ich habe die Eingeborenen so behandelt, als ob sie Europäer wären, natürlich unter Berücksichtigung der eingeborenen Umgangsformen, und bin dabei gut gefahren.

Ein einziger ernstlicher Konflikt mit den Eingeborenen kann das Ende einer Expedition bedeuten. Nicht nur, daß die Kolonialbehörde richtigerweise die Erlaubnis zum Überschreiten der Polizeizone nur an jene Leute gibt, die erwiesenermaßen mit den Eingeborenen das Auskommen finden, ist auch die Nachrichtenübermittlung unter den Eingeborenen eine außerordentlich rasche. Die Kunde von meinen Messungen in Walfischbai kam in 14 Tagen in die Otjihorongo-Reserve und von dort in einer Woche nach Otjituo im äußersten Nordosten, nicht etwa durch Postverbindung, sondern durch herumwandernde Herero. Die Leute kannten in Otjituo bereits bei meiner Ankunft meine Absichten und meine Persönlichkeit. Man wird vielleicht an meinen Ausführungen beanstanden können, daß es nur bei ganz wenigen Stämmen gelang, ein abgerundetes Bild zu liefern. Ich kann wohl sagen, daß die inneren Voraussetzungen für eine völlige Durchdringung des Stoffes überall gegeben waren. Ich habe die Untersuchungen bei den einzelnen Stämmen so lange geführt, als ich Geld zur Verfügung hatte. Man kann sich ja nicht auf einen Gewährsmann stützen, sondern man braucht deren in jedem Falle mehrere. Ethnologische Erhebungen sind so ziemlich die einzige Möglichkeit für den Eingeborenen, wo er Bedingungen stellen kann. Ich kann ihn zwingen, zu dem landesüblichen, niedrigen Lohn Draht zu spannen, Mais zu ernten oder Vieh zu hüten, so wie ich es will. Nicht zwingen aber kann ich ihn, seine alten Stammestraditionen preiszugeben. Nicht einmal die Buschmänner wollten „braunes Geld“ nehmen, sondern nur „weißes“ und „gelbes“. Nachdem ich das Vertrauen der Eingeborenen, wie ich wohl sagen kann, gewonnen habe, ist die Summe der jeweiligen ethnologischen Ergebnisse eine Funktion der mir jeweils zur Verfügung gestandenen Menge „gelben“ Geldes.

Die Arbeitsergebnisse bedingen zusammen mit dem zur Verfügung stehenden Raum Umfang und Inhalt dieses Buches. Für die prähistorischen Kulturen sei auf den ersten Band verwiesen.

Meine ursprüngliche Absicht, von jenen Stämmen, bei welchen ich selbst keine Untersuchungen vornehmen konnte, eine übersichtliche Darstellung zu geben, mußte mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum unterbleiben. Ich gedenke dies in den Schlußabschnitten des III. Bandes zu tun, wo im Anschluß an die Darbietung der anthropologischen Befunde ein Gesamtüberblick über Kultur- und Rassengeschichte Südafrikas gegeben werden soll. Nur bei der Behandlung der Buschmannstämme Südwestafrikas habe ich die Literatur mehr herangezogen. Insbesondere die Offiziere der Kaiserlich Deutschen Schutztruppe haben auf diesem Gebiete wertvollste Pionierarbeit geleistet. Ihre mit militärischer Exaktheit gemachten Angaben sind unübertrefflich und ethnologische Quellen ersten Ranges.

Wo ich nicht selbst beobachtete, sondern die Übersetzungen meiner Eingeborenen-Dolmetscher niederschrieb, habe ich diese unverändert gelassen. Man möge mir also die stilistischen Mängel, die da und dort aufscheinen, nicht anlasten. Die Eingeborenenworte haben meistens meine Dolmetscher niedergeschrieben. Ich hätte mich gefreut, wenn es mir möglich gewesen wäre, alle Texte von berufenen Fachleuten überprüfen zu lassen. Dies war nicht möglich. Ich bitte also um Nachsicht, falls linguistische Schreibfehler unterliefen. Immerhin, diese Leute schrieben ihre Muttersprache.

DIE BUSCHMANNSTÄMME

Nach geologischen Zeiträumen betrachtet ist Südafrika wohl ebenso lange besiedelt wie die übrigen Teile der alten Welt. Wir kennen natürlich erst jene Kulturen, welche über eine Steinindustrie verfügten. Unter diesen ist die auch sonst älteste Faustkeilindustrie auch in Süd- und Südwestafrika weit verbreitet. Nachdem als einer ihrer Träger neuestens durch Reck die Oldowayrasse festgestellt wurde, kann auch für Südafrika das Vorhandensein eines eurafrikanischen Rassenelementes von der ältesten Zeit an für gesichert gelten. Den Trägern dieser Faustkeilindustrie, die nach meiner Überzeugung bereits eine Art Pflanzenbau trieben und im wesentlichen an die Waldzonen gebunden waren, folgte späterhin eine Gruppe von Völkern und Rassen mit ausgesprochenen Absplißindustrien; dahin dürfen wir die Katangarasse und die anderen australiformen Funde zählen. Einen neuen Schub eurafrikanischer Rassenelemente brachten die Träger der Klingenindustrien des mittleren Steinzeitalters Südafrikas. Wann die Buschmannrassen eine Steinzeitindustrie übernommen haben und wann sie überhaupt ins Land gekommen sind, können wir heute noch nicht feststellen. Wie die Buschmänner der Rasse nach Reste aller der vorhergegangenen oder neben ihnen einst existenten Rassen (europäide—australiforme) in sich aufgenommen haben, so ist ihre Kultur auch, variierend von Stamm zu Stamm, nur in ihrer optimalen Anpassung an die Daseinsbedingungen eine Einheit, in ihren Einzelzügen aber eine Restkultur, deren Bestand auf einer Auslese, die gewollt und zweckmäßig durchgeführt wurde, beruht, und die aus den Fremdkulturen von der Altsteinzeit bis in die Gegenwart erfolgte.

ERSTES KAPITEL

DIE BUSCHMÄNNER VON ANGOLA

Die meisten Angaben über die Angola-Buschmänner verdanken wir D. F. Bleek[1]. Die Buschmänner sind !Kung. Die Männer sind 159,3 (143,5—170) cm, die Frauen 148,8 (135—161,3) cm groß. Sie wohnen zwischen dem Mouma im Norden, dem Lomba im Süden und zwischen Okawango und dem Ninde. Sie haben das Sammeln von Feldkost eingestellt und beschränken sich auf die Jagd, für deren Erträgnisse sie Vegetabilien u. a. von den Mabunda und Luchazi, zu denen sie in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, eintauschen. Die Zeiteinteilung ist wie bei den !Kung im Süden.

Die Angola-Buschmänner haben zwei oder drei Weiber. Einige der Ehepaare waren Vettern.

Jeder Haushalt hat einige Kalebassen, ein paar Körbe und einen Tontopf. Holzstampfer zum Zerkleinern des Getreides sind wie im Süden üblich.

Bei den Buschmännern von Kussumbia wird Durchbohrung der Ohrläppchen und Nasenscheidewand festgestellt. Tatauierung der Stirn mit senkrechten Streifen zwischen den Augen haben alle erwachsenen Männer. Ebenso tragen sie am Arm und auf der Brust sogenannte „Fleischmarken"[2] zur Erinnerung an getötetes Großwild. Auch die Frauen sind tatauiert. Als Waffen besitzen sie außer Pfeil und Bogen noch den Kirri und ein kurzes Messer. Speere sind selten. Die Eisenwaren sind natürlich im wesentlichen von den Bantu eingehandelt, doch haben die Buschmänner in Musombu auch schon eine eigene Schmiede.

---

[1] D. F. Bleek, Bushmen of Central Angola, Bantu Studies, Bd. III, Nr. 2. 1928. Johannesburg. Ferner Archiv für Anthropologie 1930.

[2] Auch in Ongandjera und an der Natakanakopfanne.

[p. 4 is blank]

Den Regentanz schildert Bleek ebenso, wie ich ihn gesehen habe. Die Frauen und Mädchen stehen in einer Gruppe auf der einen Seite, singen und klatschen in die Hände, während die Männer auch singen, aber nicht klatschen und rhythmische Bewegungen mit dem Oberkörper und den Armen ausführen. Dazu wird gesungen:

//nwa-se //kabama //gu a i-i	Neumond, komm heraus, gib Wasser für uns
//nwa-se tatana //gu a i-i	Neumond, donnere herunter Wasser für uns
//nwa-se tala u//gu a i-i	Neumond, werfe herunter Wasser für uns.

Zur Jünglingsweihe ziehen sich die Kandidaten mit drei Medizinmännern auf einen Monat in den Wald zurück. Dort wird bei Nacht getanzt, und gelegentlich erscheint der Geist Huwe beim Tanze. Auch eine Mädchenweihe findet statt, und dabei soll ein anderer Geist //gaua den Tanz leiten. Auch die Tatauierung der Mädchen wird ihm zu Ehren vorgenommen.

Der Mond spielt in ihren religiösen Vorstellungen die Hauptrolle. Der Neumond soll ein Kind oder ein Mann sein, der Vollmond eine Frau. Sie sagen auch, daß der Mond die ältere Schwester, die Sonne die jüngere Schwester sei. Neben dem Monde erscheinen Huwe und //Gaua als mythische Personen. Statt Huwe sagen sie auch //Nwa-se, „kleiner Neumond". Bleek meint, daß Huwe der Geist des Waldes ist, der das Wachsen der Bäume und des Grases und damit auch das Gedeihen des Wildes verursacht und so auch Erfolg und Mißerfolg der Jagd bedingt. Eine Verehrung Huwes konnte nicht festgestellt werden. Interessant ist, was über //Gaua ausgesagt wird: „//Gaua ist ein anderes Wesen. Die Leute vom Ngami-See geben dem Wort drei Bedeutungen: Traum, Gespenst, Geist. Bei den Angola-Buschleuten wird es manchmal für Gespenst, manchmal mehr unpersönlich gebraucht. Eine Frau sagte: Wenn ein Mensch stirbt, dann kommt aus seinem Grab ein Gespenst (//Gaua) heraus, welches von den Medizinmännern gesehen werden kann." Donner und Blitz kommen von //Gaua. Wer vom Blitze erschlagen wird, der wird zu einem Stern am Himmel. Die Sterne sind die Lagerfeuer des //Gaua. Die Buschmänner sollen die Kinder des //Gaua sein. Er ist ein Mann, der im Walde lebt, und sein Haus ist eine Höhle in der Erde. Ein Informant erklärte, daß //Gaua soviel wie Ndjambi (Gott) sei. Es gibt zwei Arten von Medizinmännern, solche, die die Geister sehen können und die Jünglingsweihen durchführen und tatauieren, während die zweite Sorte die Krankenheilung betreibt.

ZWEITES KAPITEL

DIE BUSCHMÄNNER DES WESTLICHEN OTJIMPOLOFELDES

In Shandi, im östlichen Ukuanjama, konnte ich durch die Liebenswürdigkeit des Residenten Mr. Eaddes und des Eingeborenenpastors Paulus Kontakt mit Buschmännern bekommen. Es waren teils wirkliche !Kung, die sagten, sie seien dieselben wie jene von Karakowisa, mit denen jedoch eine brauchbare Verständigung nicht möglich war, teils waren es solche, die sich wohl als !Kung bezeichneten, nach Sprache und Sitte aber den südlichen Buschmännern des Ambolandes zuzuzählen sind. Sie selbst sagen, ihre Väter seien aus Ongandjera gekommen. Nur auf letztere beziehen sich die folgenden Angaben.

Den Himmel bezeichnen sie als !nanu áiba Éroba Kharésa („Regenhaus Gottes“).

Für Gott haben sie die Ausdrücke „Erob“ und „χ'amab“. In Gebeten wird nur „Erob“ gebraucht. χ'amab[1] hat sich erhalten in χ'amá //gu Khe = „Leute, die bei Gott sind“, also die Seelen der Verstorbenen im Himmel. Dorthin kommen alle, die Guten wie die Bösen. Erob hat keine Frau und keine Kinder. Der Mensch hat nur eine Seele (!gau-ba). Die geht ins Himmelhaus und bleibt dort, „bis Erob neue Menschen daraus macht“. Hier liegt ein allerdings kaum weiter durchdachter Glaube an Seelenwanderung vor.

Auf der Erde bleiben keine Totengeister zurück. Es gibt wohl Buschgeisterchen, die Gangoroh, sie sind harmlos und tun nichts. Böse Geisterchen gibt es nicht. Von Heiseb und /Nawa wissen sie angeblich nichts.

Reich ist der Wildbestand in den hochstämmigen Trockenwäldern des Otjimpolofeldes. Auch Fische gibt es in der Regenzeit. Die Buschmänner nennen sie „shiba“ (Ovambo: oshi oder ochi), haben also ursprünglich kein Wort dafür gehabt.

Dem Löwen (χ'oréba) stehen sie hilflos gegenüber. Man verläßt eine Gegend, sobald sie von Löwen unsicher gemacht wird. „Es hat keinen Zweck, sie zu jagen.“

Der Leopard (χ'nába) wird mit Hunden (ariba) gejagt. Für das Fell zahlen die Häuptlinge des Ambolandes gute Preise; denn kleine Prinzen und Prinzessinnen werden nicht in einem Tragfell aus Kuhhaut getragen, sondern in einem Leopardenfell. Eifrig wird der Schakal (ǂKhai-eba) und der Löffelhund (//arúba) gejagt. „Aruba“ entspricht wohl N. //arob = Streifenschakal.

Wilden Hunden „Kheré“ !nube (N. !goub) weicht man am besten aus. Die Hyäne ǂKhai-lasa (N. ǂheirab) wird nicht beachtet und nicht gegessen. Wenn sie in die Nähe der Werft kommt, ist das kein gutes Zeichen.

Um so eifriger folgt man dem Honigdachs !uisa (N. !ous), der zu den Bienen führt.

Gejagt wird das häufige Wildschwein (gariba), das Kudu (daub), der Gemsbock χ'uaba (N. /gaib) und all die kleinen Antilopen. Fallgruben kennen sie nicht mehr. Früher hat es welche gegeben.

Wird eine Jagd beschlossen, so muß man schon die Nacht vorher Geschlechtsverkehr meiden; am Abend begeben sich die Jäger in den Wald und übernachten dort. Vor Morgengrauen erheben sie sich und bitten:

Pu, pu, Eró, /nari dau /ari mate	Gott, morgen früh wir bekommen.

Ist ein Stück Wild zur Strecke gebracht, dann schneidet einer der Jäger ein Stück Fleisch aus dem Körper des Tieres und übergibt es dem Anführer der Jagd. Dieses Fleisch heißt am-shái-khe. Es wird Feuer gemacht und dieses Stück daraufgelegt. Ist es gebraten, dann schneidet der Anführer ein Stück ab und ruft:

Ero, Ero, Ero, ha góre, ha góre	Erob Erob, Erob, essen, essen
i Khe Khandi ô	mit uns Fleisch.

Nach einer Pause:

ha lé a lé ha góre o Khandi ô	Kommt! Kommt! essen wir Fleisch.

Nun wird das gebratene Fleisch verzehrt. Weggeworfen oder zurückgelassen wird für Erob nichts.

Sodann wird das Wild zerlegt, und jeder geht mit seinem Teil nach Hause.

Schlangen sind nicht selten, wenn auch lange nicht so häufig, wie in den steinigen Gebieten Südwests.

Die Riesenschlange frißt Menschen; wenn sie einen Buschmann erwischt, fängt sie bei den Beinen an, ihn aufzufressen!

Trotz des Hochwaldes ist die Durstgefahr groß. Erob schickt den Regen. Wenn Durstnot ist, wird getanzt und gebetet:

Éro, Éro, Éro, /ga !goro	Erob, Erob, Erob, wir verdursten
/ga-wi -ma ta re	Wasser gib uns.

---

[1] χ' bedeutet einen ganz tief angesetzten gutturalen Klix, für welchen ich kein Sigel kenne.

Es ist sehr interessant, festzustellen, wie in diesen sicher uralten Jagd- und Regengebeten die früheren altheidnischen Gottesnamen Huwe und χ'amab durch das christliche „Elloh" ersetzt wurde.

Ich fragte die Leute, ob sie noch andere Gebete wüßten, und erhielt die folgende Antwort: „Wir wissen genau, daß man nichts machen kann ohne Erob, wir bitten ihn auch, wenn jemand krank ist, aber wir haben keinen Gesang dafür, wir tun das im Herzen." In diesen Anschauungen ist wohl der christliche Einfluß eindeutig.

Eine Jünglingsweihe haben sie nicht, wohl aber eine Mädchenweihe zur Zeit der ersten Menstruation.

Die Mädchenweihe heißt „dorob".

Das Mädchen wird bei Eintritt der Menses ein „χ'âba χ'âbesa", man baut ihm eine eigene Hütte (omba), wo es von älteren Frauen bewacht wird, die es füttern; es darf alles essen, aber nichts mit der Hand. Gehen die Menses zu Ende, so beginnt ein zweitägiges Fest, das mit einem Schlußtanz endet. Die Kandidatin sitzt in der Mitte. Männer und Frauen gehen im Kreis um sie. Die Männer blasen auf Holztrompeten. (Diese Trompeten werden nur an einer Stelle von den !Kung gemacht.) Dazu wird die Trommel geschlagen (!guruba). Am Schlusse machen die Frauen „Musik". Sie klatschen in die Hände und singen:

e-e-e-e-a-eje a jeja ni u u e ...

Dazwischen tönen die Trommeln und Holztrompeten. Dann beginnt der Chorgesang der Männer.

boro ai /i-he ǂhasa	Tochter meine geworden groß (gerade)
ǂhau ge	Steh aufrecht (groß)
/gai /ka uta (?) /noro-re	Gut sei jetzt unser Sonnenscheinchen[1]
/ari ni tesea	Tanzt[2], singt, werbet um ihre Hand[3]
!goasa hi bare	Leute, freut euch
Ti Komi !göä Köö ... Köö ... Kööö ..	So, auf diese Art, Leute, sollt ihr es machen.

Sodann beginnt der Tanz von neuem.

Die Verlobung erfolgt meist schon lange vor der Mädchenweihe. Die Regel ist daher, daß Hochzeit und Mädchenweihe zusammenfallen und das Mädchen sogleich nach Beendigung der Festlichkeiten auf die Werft ihres ursprünglichen Gatten zieht.

Geht ein Mann auf Freiersfüßen, so muß er zuerst das Jawort des Mädchens zu erhalten trachten. Ist das gelungen, so geht er zu den Eltern des Mädchens. Stimmen auch diese zu, so ist die Verlobung perfekt. Nun wird jeder Verkehr unterbrochen, bis der Bräutigam erscheint und zu den Eltern des Mädchens sagt: „Ich will jetzt Hochzeit machen." Sind die Eltern auch jetzt noch einverstanden, dann gehen sie zu ihren Verwandten, um ihnen die freudige Mitteilung zu machen. Diese können durch ihren Einspruch die Ehe noch verhindern. Tun sie es nicht, so wird das Hochzeitsfest angesetzt. Im Busch muß der Bräutigam den Brauteltern ein Stück Großwild bringen. Meistens machen sich die Leute die Sache leichter. Entweder sie haben sich bei einem schwarzen Bauern bereits ein Rind verdient, das nun in dessen Herde steht und für den Hochzeitsschmaus abgeholt wird, oder – und das ist das Häufigere – das Buschmännchen beginnt eine Bettelfahrt durch die schwarzen Höfe, bis ihm jemand als Vorschuß auf später zu liefernde Felle oder zu leistende Arbeiten eine Kuh gibt.

Und wunderbarerweise gelingt dies immer. Das erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Nie würde ein schwarzer Bauer, zu dessen übelsten Charakterzügen Geiz und Habsucht gehören, einem anderen Schwarzen, der nichts hat, eines von seinen heißgeliebten Rindern auf unsichere Versprechungen hin geben. Und nicht mit Unrecht. Die Kuh wäre am nächsten Tag im Magen des Bittstellers und seiner Freunde verschwunden und der Bittsteller am übernächsten Tag jenseits der Stammesgrenze. Wiederholt kamen die Buschmänner zu spät zu meinem Lager. Aber immer erhielt ich von den Ukuanjama die Beruhigung: „Die Buschmänner halten Wort, sie kommen bestimmt, wenn sie leben." Dazu kommt natürlich die Symbiose. Jedes Dorf hat seine Buschmänner. Für die Zeit der Ernte tauchen sie auf und helfen mit. Zwischendurch lassen sie kein Fest aus, und einmal kommt dieser mit Fellen, jener mit Honig. Und schließlich sehen die Sippenhäuptlinge der Buschmänner darauf, das nichts geschieht, was dem Ansehen der Buschmänner abträglich sein könnte. Daß diese Leute Diebereien begehen, ist unerhört.

---

[1] Wörtlich: „Lichte, du". [2] Wörtlich: „Springet". [3] Wörtlich: „Fraget an!"

Die Ehe ist bis zur Geburt des ersten Kindes trennbar, nachher nicht mehr. Monogamie ist die Regel; wo Polygamie herrscht, ist die erste Frau die „Hauptfrau“. Der älteste Bruder der Hauptfrau ist das Familienoberhaupt. Die Knaben gehören zur Familie der Frau, die Töchter zur Familie des Vaters.

Es herrscht strengste Exogamie. Sohn und Tochter dürfen weder in die Sippe des Vaters, noch in die Sippe der Mutter heiraten. Dagegen wird eine junge Witwe meist von einem ihrer Schwäger geheiratet.

Folgende Sippennamen wurden mir mitgeteilt:

!Nui-a, Dai, χaben, χorasi, Gombe, χ'am, χ'am-Kha.

Folgende Tageszeiten werden unterschieden:

eruba	Zeit vor Sonnenaufgang.
!khoasa	Zeit des Sonnenaufganges (N. Khoa-am = öffnen, d. h. die Tür für die Sonne wird aufgemacht).
sorésa	„Sonne scheint“.
sorésa ǂkam go	„Junge Sonne geht“, Frühstückszeit. Man hat in der Tat unter den Wendekreisen den Eindruck, als würde die Sonne, nachdem sie eine Zeit am Horizont gestanden, mit großer Geschwindigkeit dem Zenit zustreben.
sorésa !khoai go .	„Sonne zurück geht“. Mittagszeit.
//gui-sa	„Sie neigt sich (legt sich)“. Nachmittag.
ǂkhai-am-go	„Aufstehen und gehen“. Nach Jagd oder Feldkostsuche pflegt man Rast zu halten, ehe es Zeit wird nach Hause zu gehen und die Küche in Betrieb zu setzen (Spätnachmittag).
ǂkha-go	„Durchgehen“. (Die Sonne geht durch das Tor der Nacht.) Dämmerung, Sonnenuntergang.
!khui-sa	Abend sein.
dachu-ba	Nacht (N. tsuχub).

Diese Buschleute haben die Vorstellung, daß die alte Sonne jede Nacht stirbt und eine neue junge Sonne am nächsten Morgen erscheint. Daß der Mond allmonatlich stirbt und wieder aufsteht, ist eine in Afrika so verbreitete Anschauung, daß es eigentlich unnötig wäre, dies besonders zu erwähnen.

Das Jahr beginnt mit dem Einsetzen einer neuen Regenzeit.

//hauba	„Gewitter steigen“. – Regenzeit.
shauba	Kalte Zeit (N. sáob).
!kn-aba	Heiße Zeit (N. !nái, warm).

An Tänzen wurde mir ein Straußen- und ein Affentanz genannt.

Die so aussichtsreich begonnenen Studien fanden dadurch ein Ende, daß ich dem Dorfhäuptling offenbar zu wenig schenken konnte. Eines Abends erschien ein Junge und teilte mir mit, die Buschmänner hätten „zur Jagd gehen müssen“. Ich wartete dann noch einige Tage auf die von Mr. Eaddes gerufenen !Kung. Die Boten kehrten mit der Meldung zurück, sie hätten niemand gefunden. Noch ein Bratenrock für den Dorfschulzen und etwas gelbes Geld für die Buschmännchen, und unschätzbares Material wäre zu gewinnen gewesen.

DRITTES KAPITEL

DIE DAMAN-BUSCHLEUTE AUS DEM PALMBUSCH ÖSTLICH VON ONDONGA

Ihrer Tradition nach kommen diese Buschleute aus dem Hererolande. Sie stellen daher das Bindeglied zwischen den „Saan" im Gobabisdistrikt und Hei//om des Nordens dar. Das Volk als Ganzes bezeichnet sich als Daman — die Reichen. Die Horde um Oshigambo nennt sich //Huru-Khâi. Ihr Idiom nennen sie Chåraba. Ich glaube nicht, daß sie weit ins Otjimpolofeld hinein wohnen. Vor den !Kung haben sie gewaltigen Respekt. Die äußersten Viehposten von Ondonga werden so ziemlich mit den Grenzen ihres Bereiches zusammenfallen. Einige von ihnen sind bantuisiert und haben kleine Anwesen. Die anderen obliegen der Jagd und liefern den schwarzen Bauern Wildfleisch, Felle, Straußeneiperlen und Gift. Sie stellen die Treiber bei den großen Jagden Chief Martins. Am Hofe gelten sie nichts. Die Bauern sehen sie nicht ungern. Kleine Hilfeleistungen, ein Sack Beeren oder Feldkost erweichen das Herz der schwarzen Hausfrau, so daß es hier wie in Uukualuthi auch einige Bummler gibt, die aber gern gesehen sind.

Da ich mich mit ihrem „Vormann", der einen kleinen Bauernhof besitzt, recht anfreunden konnte, habe ich Eingehenderes auch über ihre Weltanschauung erfahren.

Sie glauben an ein höchstes Wesen, das nicht als Mensch aufgefaßt wird und das sie χ'amaba nennen. Hier haben wir den /Gamab der Bergdama H. Vedders vor uns.

χ'amaba hat alles gemacht, die Sonne, den Mond, die Sterne und auch die Menschen. Zuerst hat er die Weißen gemacht, dann die Schwarzen, zum Schluß die Buschmänner. Wie χ'amaba die Menschen gemacht hat, wissen sie nicht zu sagen.

Die alten Buschleute sagen, das Feuer käme vom Teufel. Heiseb wird bei ihnen zum Teufel. Heiseb und der Strauß haben zusammen gespielt. Der Strauß hatte das Feuer auf seinem Arm. Der Strauß zog beim Tanzen die Flügel auseinander, und Heiseb nahm das Feuer heraus. Heiseb warf den Feuerbrand hinter sich. Dort war ein Busch, der zu brennen anfing. Und dort fanden auch die Menschen das Feuer.

Heiseb ist böse und tut nur Böses. Er wird in Menschengestalt gedacht. Wo er herkommt, weiß man nicht.

χ'amaba dagegen ist gütig. Man betet zu ihm um Hilfe.

Ich habe folgende Gebete aufgezeichnet:

1. Bittgebet um Regen: In alter Zeit schnitt man Stücke von Holz aus dem !Hawewa-Baum. Er durfte nicht gefällt werden. Diese Holzstücke warf man ins Feuer, und sobald der starkriechende Rauch zum Himmel aufstieg, sang man im Chor:

χ'amaba duwa /gam-i-i aa	Gott gib Wasser trinken.
χ'amaba duwa /gam-i-i !hanusa	Gott gib Wasser Regen,
anita(?) aa	damit wir trinken.

2. Dankgebet für Regen: Ist der Regen endlich gekommen, dann wird ein Freudentanz veranstaltet und gesungen:

χ'âmaba χ'âmaba χ'âmaba	Gott Gott Gott
tûta tûta	Wir haben bekommen, Wir haben bekommen
!hanusa /gam-i-i !hanusa /gam-i-i	Regen Wasser, Regen Wasser
tara âi /gam âi !hanusa tutasi	Wir können trinken, Wasser trinken, Regen bekommen.
χ'âmabe χ'âmabe χ'âmabe χ'âmabe	Gott Gott Gott Gott
/gami tara âi	Wasser wir können trinken!

In den wasserlosen Wildnissen des Palmbusches und des Otjimpolofeldes tritt der Dursttod auch an den entbehrungsgewohnten Buschmann oft genug heran. Sie leugnen nicht, daß es vorkommt, daß Alte und Kranke in der Wildnis zurückgelassen werden müssen. Aber ein solches Ereignis lebt als schweres Unglück im Gedächtnis der Leute lange fort. Wer die Kindesliebe und die Verehrung der Eltern und Alten bei den Buschmännern kennt, kann verstehen, was es für sie bedeutet, einen der ihrigen zurücklassen zu müssen. Man muß das Gefühl selbst gehabt haben, welches sich einstellt, wenn in Durst und Hitze der Körper keinen Schweiß mehr abgibt, die trockene Stirne sich brennend heiß anfühlt und leises Frösteln durch den Körper zieht, um diesen so naiv anmutenden Freudengesang zu verstehen, dessen Inhalt ist: Wir können wieder trinken!

3. **Stoßgebet beim Antritt einer Reise:**

χ'ámaba !Khu gai teve — Gott reisen laß mich gut.

4. **Chorgebet für einen Kranken:** Wenn jemand schwer erkrankt ist, singen die Verwandten im Chor, während der Doktor seine Zeremonien macht.

χ'ámaba !khoé-wa ≠/khai khâira téve — Gott Leute unsere aufstehen lasse.

5. Kein eigentliches Gebet, eher eine Beschwörungsformel spricht man für sich, wenn man einem Fremden begegnet, den man für böse hält:

Tshuai Kwewa /Nawa!

Von der Sonne (soréa) wissen sie nichts zu sagen. Der Mond (χ'âwa) stirbt allmonatlich und wacht wieder auf.

Die Krankheiten schickt χ'amaba. Er schickt sie jenen Leuten, auf die er böse ist. Andere Geister spielen dabei keine Rolle. Auch Krankheitsgeister gibt es nicht.

Im Busch gibt es eine Menge Geisterchen, die /ga /ga hû. Sie machen Schabernack.

Der Mensch hat bloß eine Seele !gaoba. Diese geht nach dem Tode in den Himmel. (!nanu-aiba, Regenhaus?) Dort ist das Haus des χ'ámaba (/khauba). Wie es da oben aussieht, wissen nur die Doktoren. Die sprechen mit χ'ámaba.

„Totengeister bleiben keine auf der Welt, ich habe überhaupt noch keine Geister gesehen, und ich sage dir überhaupt nur das, was ich weiß. Die Leute reden noch vieles, aber sie wissen nichts." So schloß mein Gewährsmann seine Ausführungen über das Jenseits.

Ein heiliges Feuer kennen die Damanbuschleute nicht.

Eine Jünglingsweihe machen noch die !Kung im Osten. Sie wird bei den Daman nicht mehr abgehalten. Dagegen werden Mädchenweihen abgehalten, über deren Details mir die Auskunft verweigert wurde.

Die Eheschließung ist von der freien Zustimmung des Mädchens abhängig. Allerdings, auf Zureden der Eltern sagen die Mädchen immer ja. Hat dieses die Initiationszeremonien hinter sich, so naht sich bald ein Freier, um ihr zu sagen, „sie sei nun groß geworden und könnte eine Frau werden". Stimmt das Mädchen zu (nach Rücksprache mit ihren Eltern), so geht der Brautwerber zu seinen Eltern. Die künftigen Schwiegereltern fragt er nicht. Der Bräutigam muß zur Hochzeit einen fetten Ochsen bringen und einige Ziegen. Auch die Eltern der Braut schlachten. Die eigentliche Zeremonie besteht darin, daß der Bräutigam die Braut am ganzen Körper dick mit Fett, das mit rotem Ocker gemischt ist, einreibt, während die Männer dazu singen:

jejeje jejeje !hawawa !hawawa.

!hawawa bedeutet Hochzeit. Die Frauen und Mädchen klatschen dabei in die Hände.

Im Eherecht zeigt sich schon stark der bantuische Einfluß. So kann man auch kleine Mädchen schon „heiraten", die der Mann dann bei sich aufwachsen läßt, bis sie geschlechtsreif werden. Ein Mann kann so viele Frauen haben, als er will. Die erste Frau wird nicht gefragt, wenn sich der Gemahl weitere Gattinnen nehmen will. Meine diesbezügliche Frage wurde von der gelbbraunen Runde mit schallendem Gelächter quittiert.

Es ist möglich, eine Frau wegzuschicken, aber es gilt als ungehörig und unschicklich und wird von den Verwandten der Frau als Beleidigung empfunden.

Die Frau kann man sich suchen, wo man will, nur die Heirat mit Kindern der Geschwister des Vaters, insbesondere seiner Schwestern, ist verboten.

Die Tochter gehört zur Familie des Mannes, der Sohn zur Familie der Frau.

Die schwangere Frau darf keine „Ongaka“ essen, ferner keine Buschböckchen (okapundja, //airibkhe); Hasen darf sie essen.

Die Geburt erfolgt in der Hütte. Männer dürfen nicht anwesend sein. Sobald die Nabelschnur (//náčba) abgefallen ist, werden dem Kindchen die Haare abgeschnitten und vergraben. Dann wird das Kind aus der Hütte herausgetragen. Der Vater empfängt es und gibt ihm einen Namen, der ganz willkürlich gewählt wird.

Sobald der Tod eingetreten ist, wird der Leichnam entkleidet, in Felle oder Decken eingehüllt und in Streckstellung mit dem Kopf nach Westen auf die linke Seite ins Grab gelegt. Auf das geschlossene Grab wird Buschwerk gelegt. Die Leute kommen hin, um dort zu weinen. Opfer werden nicht gebracht.

Bei Antritt der Jagd werden gewisse Zeremonien ausgeführt, von denen ich glaube, daß sie zum Teil von den Owambo übernommen wurden.

Die Jäger treffen sich an einem bestimmten Platz im Walde (Khoá !Khuásha). Jeder Jäger bringt einen Zweig mit Omsatiblättern; diese werden auf eine Stelle zusammengeworfen (omsati-//khái-wa). Rundum wird ein Kreis in den Sand gezogen. Jeder Jäger tritt in den Kreis und auf die Blätter und sagt:

//am ǂhaiba, //am ǂhaiba (?)

Der Anführer antwortet:

!Khu !Khu /ao /ao /auschá Herr! Herr! Wir müssen jetzt zur Jagd!

Ist ein Stück Wild zur Strecke gebracht, dann schneidet der glückliche Schütze zunächst ein Stück Fleisch heraus, brät und ißt es, sodann verteilt er das Fleisch an die Mitjäger. Opfer werden keine gebracht.

Dieser Vorgang ist von höchstem Interesse. In der niederen Jagd der Urvölker ist der Einzeljäger unbestrittener Eigentümer des erlegten Wildes. Bei der höher organisierten Jagd, welche diese Buschmänner heute betreiben, wird durch diese Zeremonien das Eigentumsrecht des Einzelschützen nochmals unterstrichen, obwohl in der Folge der Schütze nicht mehr Fleisch bekommt als seine Gefährten.

Das Feldkostsammeln hat hier nicht jene hohe Bedeutung wie im Osten. Vielfach bestellen ja die Buschfrauen bereits ein kleines Hackfeld und hüten die Jungen einige Ziegen, während die Männer noch die Jagd im Hauptberuf ausüben. Aber auch bei den nomadisierenden Gruppen wird die Möglichkeit, gegen Fleisch, Felle usw. Hirse einzutauschen, reichlich benutzt.

Dazu kommt, daß die Schwarzen gerne auf ihrem Tisch Feldkost sehen, weshalb die Buschmänner, ähnlich wie unsere Schwämme- und Beerensammler, ihre Kenntnisse dazu benutzen und einen kleinen Handel mit ihrer Feldkost, aber auch mit Honig treiben.

Dies bedingt, daß Feldkost, die entweder in zu geringen Mengen vorkommt oder nicht schmackhaft ist, überhaupt nicht mehr gesammelt wird, ja sogar die Kenntnis von ihrem Vorhandensein dahinschwindet. Vergessen dürfen wir auch nicht, daß die schwarzen Hirtenjungen längst den Buschleuten ihre Kenntnisse abgeguckt haben. Dadurch ist die Zahl der Interessenten natürlich stark gestiegen, und die Feldkostpflanzen sind selten geworden. Folgende Sorten werden noch regelmäßig gesammelt:

/airoba (ombimbo)	Süßliche, stark mehlige Knollen von der Art großer Kartoffeln.
/érui (omauungá)	Gallen auf Blättern des Omsatibaumes.
ǂgan-i (esarata)	Kleine Früchte.
!Khui-i (oombi)..........	Datteln.
!Korob-ke (oompali)	Knollen an den Wurzeln einer Liane.

Aus Kudufleisch wird auch Trockenfleisch gemacht, teils aufbewahrt, teils verkauft.

Aus dem Saft eines Baumes (Euphorbiacee) !Khores-Ke wird Pfeilgift gemacht. Die Ondonga machen selbst kein Pfeilgift, sondern kaufen es, die Portion zu 1–2 sh, von den Buschleuten. Gegen Pfeilgift hat man keine Medizin. An der Einschußstelle werden tiefe Einschnitte gemacht, man läßt die Wunde erst stark ausbluten und saugt sie dann aus. Bei Schlangenbiß wird ebenso verfahren und etwas Pfeilgift auf die Wunde gegeben(!!!).

Unsere Buschleute leugneten, Gifte zu kennen, die man den Speisen beimengt. Das hätten bloß die „bösen Buschmänner" im Osten. Glauben verdient diese Mitteilung kaum.

In Kleidung, Wohnung und Bewaffnung, ebenso im Schmuck ist nicht mehr viel Ursprüngliches vorhanden. Auf dem Gebiete der materiellen Kultur ist der Prozeß der Bantuisierung viel weiter vorgeschritten als auf dem der Geisteskultur. Man trennt sich eben leichter von Kleidern als von Ideen.

VIERTES KAPITEL

DIE BUSCHMÄNNER VON UKUAMBI

In einer Außenstation der finnischen Mission Ukuambi, wo ich anthropologische Messungen vornahm, traf ich einen Buschmann aus jenen Horden, die am Nordufer der Etoshapfanne wohnen und in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnis teils zu Ipumbo, teils zu Shanika standen. Ich konnte mich nur wenige Stunden mit ihm unterhalten.

Diese Buschmänner gehören in Ukuambi ebenso wie an anderen Orten zum Esimo der Akuanambua. Sie selbst zerfallen in eine Anzahl von exogamen Sippen. Mein Gewährsmann gehörte zum Clan Ari-Ari. Der Stamm nennt sich Akese oder Kere und kommt aus der Gegend zwischen Okaukuejo und Outjo. Heute ist die Stammesorganisation zerbrochen. Folgende Namen – früher selbständige Horden –, die jetzt untereinander vermengt wohnen, wurden mir genannt: /Aru-Kwe, Ashuche, Asécha, !Kuru-Kwei, A !Kha-ta-bé, A-Hei-tére, A !gnuri.

Soweit diese Buschmänner nicht schon das Leben der Bantubauern führen, sind sie Jäger, Spione und gelegentlich auch Henker der Häuptlinge. Sie verfertigen Straußeneiperlen und Gift. Für 12 gute Straußeneier erhalten sie einen fetten Ochsen. Die Owambo sind da ganz eigener Meinung. Die guten Eier ihrer Hühner verschmähen sie. Die gewöhnlich etwas „anrüchigen" Straußeneier werden um teures Geld als Delikatesse gekauft.

Die Söhne gehören in die Familie des Vaters, die Töchter in die der Mutter. Den Männern ist verboten, Hasen zu essen, den Frauen und Kindern ist es gestattet. Der Genuß von Hyänen und Riesenschlangen ist allen verboten.

Über ihre religiösen Vorstellungen konnte ich in Erfahrung bringen: Am Himmel wohnt der große Kapitän !Khuwa, was dasselbe bedeutet wie Huwe. Die Frage nach Gott beantwortete er aber damit, daß er sagte, das sei Erob, was natürlich mit dem Gottesnamen Ellob der Rheinischen Mission zusammenfällt. Der Name !Khuwa fiel erst gelegentlich im Gespräch. Meine Frage, ob !Khuwa und Erob nun dasselbe bedeute, konnte er nicht eindeutig beantworten. Diese Leute haben den Ausdruck Ellob jedenfalls aus Outjo, wo es auch einige christliche Buschmänner gibt.

!Khuwa wohnt im Himmelshaus χ'ain !nao gároba. Die Leute im Himmel essen nur große Fliegen !Khu !Khua-i. Die Gestalt /Nawas ist unbekannt. Es fehlt auch der böse Gegenspieler Huwes, //Gauab. Doch haben diese Buschmänner die gleiche Zweiseelenlehre wie die !Kung des Ostens.

Wenn jemand stirbt, wird er Eigentum !Khuwas, er ist ein !Khunga. Die eigentliche Seele χ'áobe geht ins Himmelshaus, bleibt dort und tut nichts, als große Fliegen essen. Aus den Leibern der Toten entstehen die //gauá-i, die im Busch herumlaufen und Unfug machen. Sie entsprechen den Akwapungu und Azizi der Ovambo. „Aber die eigentlichen Seelen der Ovambo und der Buschleute gehen verschiedene Wege; die der Ovambo gehen unter die Erde, wo sie ihre Felder und Herden haben, die der Buschmänner aber hinauf." Da Herr Missionar Kylves den Wunsch äußerte, selbst eingehende Studien über diese Buschmänner zu machen, habe ich gerne dieses lockende Arbeitsfeld meinem liebenswürdigen Gastgeber überlassen.

Nun noch einige Wortproben, die zeigen, daß diese Leute der Hei//om-Namangruppe zuzuzählen sind, was mit Rücksicht auf die !Kungelemente in ihrer Weltanschauung sehr auffällig ist.

Deutsch	Ukuambi-Buschmänner	Nama
Sonne	shoreba	sóres
Mond	!háwa	//khab(*)
Sterne	/nămirŏ-i	/gamires
Himmelsgewölbe	shorche	ǂkanis
Erde	/huwa	!hub-eib
Blitz	/harabé	náwab
Donner	'nau	!gurub(*)
Regen	ǂnanuba	/awib(*)
Löwe	χ'amba	χ'ami
Leopard	!kui-oba	!arub(*)
Großer Vogel	anite	—
Hund	arib	arib
Riesenschlange	!aoba	—
Zebra	χorebe	—
Elefant	ǂkoá-ba	ǂkoáb
Hase	!kai-éba	!kàirab
Mann	áure ba	áob
Frau	taréaha, taréqueta	taris
Kind	/koá ruba	/gob
Werft	//gaun-kwá	//gâus
Kopf	tanába	tanas
Auge	mu-i	mus
Ohren	/gai-i	//noub
Mund	am-ba	ams
Zähne	//gu-i	//gu-i
Zunge	tamba	nami(*)
Nase	/kui-ba	/guis
Hand	!koam-ba	!omi
Fuß	/gai-i	/eis
Bogen	/kawa	khas
Pfeil	/kaau-i	/ab(*)
Gift	!khore-ai	!gab, !gurub
Palme	/haiba	—

Von 29 Worten zeigen nur 6 Wurzeln (*) keine Verwandtschaft mit dem Nama.

FÜNFTES KAPITEL

DIE BUSCHMÄNNER VON UUKUALUTHI

In ganz Uukualuthi, Uonkolonkathi und Ombarantu gibt es angeblich nur noch 2 Buschmänner, die die alte Sprache verstehen. Beide sind nichtsnutzige Bummler, die von einem Biertopf zum anderen ziehen. Einen davon machte mir dank der Fürsprache der Frau Missionar Aarni der Häuptling Moala stellig. Freilich hielt er es nicht lange aus und war auch in den paar Tagen, wo er die Gnade hatte, sich uns zu widmen, selten nüchtern. Wir mußten unsere Unterhaltungen auf den Vormittag beschränken. Was ich von ihm erfuhr, ist sterbendes Volkstum, nichts Zusammenhängendes mehr. Der Mann stand den Dingen mit der fröhlichen Resignation des chronischen gutartigen Potators gegenüber ...

Im Himmel gibt es einen Gott (Erob). Blitz (dábara) und Regen (!nanus) werden von ihm gesendet. Den Himmel nennt er χ'ameiba. Dieses Wort ist sehr interessant. Es kann sowohl „Platz der

Seelen (χ'a)" oder auch „Platz des χ'amab" heißen. Die Seelen (um-ské) kommen nach dem Tode in den Himmel. „Man sagt so", meinte der Mann, „ich war noch nicht dort."

Gauab und Heiseb kennt er nicht. Bezüglich sonstiger Geister meinte er, die Leute hätten davon erzählt, er glaube nicht daran. Die Geister sollen „gangarob" heißen. Die alten Buschmänner hätten weder Doktoren noch Mittel gegen Krankheiten gehabt. Auf meine Frage, wodurch denn die Menschen krank würden, antwortete er mit philosophischem Gleichmut: „Wenn man krank wird, wird man krank wie ein Tier." Von Sonne (soris) und Mond (χ'ab) weiß er nichts zu sagen. Ein heiliges Feuer ist ihm unbekannt.

Von höchstem Interesse ist sein zweifelsohne auf Autopsie beruhender Bericht über ein Primitialopfer bei der Jagd. Ich gebe den Bericht in wörtlicher Übersetzung:

„Ehe man zur Jagd auszieht, trifft man sich bei einem Omsati-Baum (//Khais-eib). Dort macht man ein Feuer. Jeder Jäger reißt einige Blätter ab, spukt darauf und wirft sie ins Feuer, dabei rufend:

Êrob, Êrob âu tere! Gott, Gott hilf uns!

Ist das Wild gefallen, so schneidet manerst je ein Stückchen von Lunge, Leber und Magen heraus und wirft jedes Stück einzeln zur Seite und spricht dabei:

Êrob ire, Êrob ûre! Gott nimm, Gott nimm!

Dann fängt man zu essen an."

Diese vorgenannte Funktion übt derjenige aus, welcher das Wild getroffen hat.

Bezüglich der sozialen Organisation wurde mir folgendes mitgeteilt:

Initiationszeremonien hat es gegeben. Das Fest der ersten Menstruation fiel mit der Hochzeit ursprünglich zusammen. Am ersten Menstruationstag kam das Mädchen in einen eigens für diesen Zweck gebauten Pontok. Dann wurde zwei bis drei Tage getanzt, und nach Abklingen der Menses begab sich das Mädchen zur Werft des Mannes und nahm das eheliche Leben auf. Jetzt fallen erste Menstruation und Hochzeit nicht mehr immer zusammen.

Die Zustimmung des Mädchens zur Eheschließung ist unbedingt nötig. Man verlobt sich oft schon im Kindesalter. Ist das Mädchen „groß", d. h. geschlechtsreif geworden, so begibt sich der Freier zu den Eltern des Mädchens. Weder die Braut noch der Bräutigam dürfen die Werften ihrer zukünftigen Schwiegereltern betreten. Sind Vater und Mutter einverstanden, dann gehen diese zu den Großeltern, um deren Zustimmung einzuholen. Dann werden Ochsen, Hammel und Ziegen für das Fest gesammelt. Sodann begibt sich der Freier zu seinen Eltern, die ihrerseits auch die Großeltern befragen. Auch im Hause des Bräutigams wird nun Vieh gesammelt bzw. erbettelt und gekauft. Dann beginnt ein großes Fest. Es wird getanzt und aus langen Trompeten geblasen.

Im Hochzeitsreigen singen die Männer:

„Huwi é haa – huwi é taa – luwi áni taa." (Das Mädchen ist groß geworden.)

Die Frauen klatschen in die Hände und singen:

„Jee jeee ja! jee jeee ja!"

Eine Jünglingsweihe im eigentlichen Sinne haben sie nicht mehr. Doch wird, wenn der Junge groß geworden ist, ein Fest gemacht und Vieh geschlachtet. Ebenso wird, wenn ein Kind geboren wird, ein Fest veranstaltet, bei dem Hammel oder Schafe geschlachtet werden. Auffallend ist, daß bei diesen Buschmännern an Stelle der Ziege gewöhnlich das Schaf tritt.

Der Junge bekommt den Namen vom Vater, die Tochter den Namen von der Mutter. Die Kinder gehören zur Familie der Frau und der älteste Onkel, oder älteste Bruder der Frau ist das Familienoberhaupt. Die Kinder von Mutters Schwestern darf man nicht heiraten.

Im folgenden gebe ich die Verwandtschaftsbezeichnungen:

Deutsch	Uukualuithi-Buschmänner	Name
Vater	//khum-khe	/gub, dadab, eib
Mutter	//khums	/gus, is
Sohn	a χ'oron-khe	/ǀōab/gōb
Tochter	χ'ams-khe	/gōas/gōs
Bruder	!gasab	!gasab
Schwester	di !gas-khe	!gasas

Deutsch	Ukualuithi-Buschmänner	Nama
Sohn von Vaters Bruder	awób[1] !garis-khe	—
Sohn von Mutters Bruder .	/góa khoaba..	—
Tochter von Vaters Bruder ..	//khum khoás	—
Tochter von Mutters Bruder ..	//khum khoás	—

Deutsch	Ukualuithi-Buschmänner	Nama
Vaters Bruder .	di khoáb-khe	—
Mutters Bruder	khoes-khe-khoaba	—
Vaters Schwester	di-khoaba ...	—
Mutters Schwester ...	//khum khoás	—
Schwägerin	//khum khoas	—
Frau	tarás	—
Mann	subă	—

Khoás (gesprochen wie quás) entspricht Khois in Naman. Khoib bedeutet aber Mann, Mensch, Freund, und Komparativ Khoiχa-Khoin = Blutsverwandte.

//Khum Khoas bedeutet also „blutsverwandte Mutter", was richtig angewendet wird auf Mutters Schwestern und deren Töchter und auf die Töchter von Vaters Bruder, sonderbarerweise auch auf die Schwägerinnen, wohl deswegen, weil auch ihnen gegenüber Heiratsverbot besteht. Vaters Schwestern und deren Töchter führen diesen Titel nicht. Diese Basen darf man auch heiraten.

SECHSTES KAPITEL

DIE !KUNGBUSCHMÄNNER

Das ganze ungeheure Gebiet zwischen Ewale, Ukuanjama, Oondonga, dem Umaramba u Owambo bis zu seinem Ursprung und von da über die Farm Buschfeld bis nördlich Otjituo und das ganze Sandfeld östlich des Omuramba Omatako bis gegen Alexeck einerseits, dem Okawango und den Wohngebieten der Bamangwato westlich des Ngamisees andererseits wird von Stämmen der !Kunggruppe bewohnt.

Seiner[2] bringt folgende zutreffende Einteilung dieser Zone:

„Das !Kungfeld bildet den der Nordkalahari angehörenden Teil der Omaheke und liegt zwischen dem Okawango (von Kagere an bis zum 19° s. Br.), dem Kaukaufeld, dem Sandfeld, dem Karstfeld, der Etoshapfanne und dem Otjimpolofeld. – Das Kaukaufeld (nach Passarge eine Hochfläche) liegt zwischen dem Kungfeld, dem Okawango, dem Okawangobecken und der Sandfeldlandschaft. Als Westgrenze, also nach dem Sandfelde hin, sei die Linie Bogara—Debra—Blaubuschpfanne im Westzipfel des Okawangobeckens, dicht an der deutschen Grenze angenommen. – Das von mir bereiste nördliche Sandfeld läßt sich nach Westen begrenzen durch die Linie Nuragas—Otjituo und durch den Lauf des Omatakotales von Otjituo bis Okahitua, nach Süden durch die Linie Okahitua—Okosondusu—Otjosonjou—Epata—Epukiro—Rietfontein-Ost, nach Osten durch die Randzone des Chansefeldes, Okawangobeckens und Kaukaufeldes. Für die nördliche Abgrenzung nach dem Kungfelde hin ist die Berücksichtigung klimatischer und pflanzengeographischer Verhältnisse nötig, da hier eine natürliche Abgrenzung fehlt; die Linie Bogara—Kanovlei—Nuragas bildet nämlich annähernd die Nordgrenze des Kalaharibusches der Mittel-Kalahari, der sich scharf vom Trockenwald der Nord-Kalahari unterscheidet. – Der lockere, tiefe, ausgelaugte Steppensand trägt einen meist hochstämmigen, meist unterholzlosen, lichten xerophytischen Trockenwald mit laubabwerfenden Bäumen, die infolge der in ihren Wurzelstöcken und Stämmen aufgespeicherten Wassermengen während des größten Teiles der Trockenzeit grünes Laub tragen und teilweise sogar während derselben Blüten und Früchte treiben; dieser Trockenwald ist eine Bildung jüngeren Datums. Die Vegetation des festen, grauhumosen, lehmigen Flußsandes bzw. des lockeren Sandes mit reichlicher Grunddurchfeuchtung und Grundwasser ist ein andersgearteter Trockenwald, der dem Niederungswalde Warburgs entspricht und sich im Gegensatze zum lichten Trockenwald des lockeren Sandes durch eine relativ große Dichtigkeit auszeichnet. – Die Trockenwaldsteppe nimmt die größten Flächen des !Kungfeldes ein, und

---

[1] Vgl. dazu !awi (N.): „Das erste Kind gebären."

[2] Mitteilungen aus D. Sch. Geb. 1914.

Niederungswald und Grassteppe bilden in ihm nur schmale Einlagerungen. Im Trockenwald finden sich an jenen Stellen, an denen die Beschaffenheit des Geländes die Ansammlung und Erhaltung von relativ bedeutenden Mengen Wassers oder Grundfeuchtigkeit ermöglicht, Baumindividuen vor, die als Reste eines früheren geschlossenen Niederungswaldes zu betrachten sind, und läßt die floristische Zusammensetzung solcher Waldinseln darauf schließen, daß das ganze Gebiet mit Ausnahme der primären Grassteppen, deren Boden infolge seiner Sterilität wohl nie eine höhere Vegetation aufwies, einst von einem üppigen Niederungswalde bedeckt war, wie er gegenwärtig in seiner schönsten Form in der Nord-Kalahiri und im ‚Regenwalde' der Viktoriafälle erhalten ist."

Unter den !Kungbuschleuten in engerem Sinne, die in eine Nordgruppe und eine Ostgruppe zerfallen, verstehe ich jene, welche nördlich der Polizeizone und südlich des Okawango im Ausgangsgebiete des Omuramba u Owambo am Löwenomuramba und beiderseits des unteren und mittleren Omuramba u Omatako sitzen. Die Gruppen im Quellgebiete des Omuramba u Owambo habe ich genauer studiert. Früher saßen die !Kung zweifelsohne viel weiter nach Süden und Westen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie erst unter dem Drucke der Hei//om, die ihrerseits vor den Herero das Mittelland räumen mußten, die Grootfonteiner Ebene und die Otawiberge verlassen haben. Auf der anderen Seite haben sie zweifelsohne Raum nach Süden gewonnen, denn Berichte aus der Vorkriegszeit lassen die Nogau im Sandfelde bis in die Nähe von Otjituo sitzen, während diese heute bis hinter Alexeck zurückgewichen sind. Die rassenmäßige Zusammensetzung der !Kungbuschleute gestattet einen Rückschluß auf ihre Geschichte. Wir finden unter ihnen eine größere Zahl europäider Typen als bei den umgebenden Bantustämmen. Daneben ist australoider Einfluß deutlich, und die Südbuschmannrasse, das ist jene, welche jene Merkmale aufweist, die gemeinhin den Buschmännern insgesamt zugeschrieben werden, findet sich rein nur in einem bescheidenen Prozentsatz, der nach Süden hin zunimmt. Die !Kungbuschmänner sind im Norden ausgesprochene Waldleute, während sie im Sandfeld den schattenlosen niedrigen Busch bewohnen. Die Oberfläche des Gebietes besteht aus Zonen weißlichen, gegen Osten und Norden zu roten Sandes, der strichweise von Oberflächenkalkstreifen unterbrochen wird. Längs des Omuramba Omatako und parallel zu ihm streichen Pseudodünen in der Richtung Nord-Nordost—Süd-Südwest, die mit dichtem Dornbusch bestanden sind. Auf den mehr tonigen Böden in der Umgebung der Omuramben steht dichter tropischer Trockenwald. Die Erinnerung an feuchtere Zeiten bilden drei oder vier riesige absterbende Affenbrotbäume.

Ludwig Zukowsky[1] berichtet über Fauna und Flora:

„Das Kungfeld, ein großes Laubwaldgebiet, das im Norden von Okawango, im Osten von dessen Überschwemmungsgebiet, im Süden vom Dusche und Schadum und im Westen vom Unterlauf des Omuramba u'Omatako begrenzt wird, will J. H. Wilhelm als besonderes Tiergebiet aufgefaßt wissen, da hier die markantesten Vertreter des Sandfeldes, Oryx, Ourebia, Bubalis, Guevei und Canis fehlen und an ihre Stelle neue Formen treten, wie Damaliscus, Schaeffia und Hippotragus. Roter Sand beherrscht die ganze Gegend, welche mit Serengen, roten Bohnenbäumen, Mokussi (Baikiaea plurijuga), Gelbholz, Dolf und wilden Apfelsinenbäumen (Strychnos Schumanniana) bestanden ist. Der das ganze Gebiet bedeckende Laubwald ist zur Regenzeit, wenn die Bäume belaubt sind, entfernt einem jüngeren deutschen Buchenwald vergleichbar. Der Hauptbaum ist der Sereng (Burkea africana) mit seinem Begleitbaum, dem Mokussi (Baikiaea plurijuga), die besonders dichte Stämme an den Ufern (Dünen) der großen Omuramben bilden. Ein weiterer häufiger Baum ist der rote Bohnenbaum (Copaifera coleosperma), das Gelbholz (Terminalia sericea), manchmal in Baumform, aber häufiger in Buschform als Unterholz auftretend. Im nördlichen Teile kommt hin und wieder der Groesappelboom (Parinarium mobola) vor und vereinzelt im ganzen Veldt der Klapperbaum oder die wilde Apfelsine (Strychnos Schumanniana) und der Dolf (Therocarpus erinaceus). Die Dünen der Omuramben sind außer mit Mokussi auch mit Kameldornbäumen (Acacia giraffa), Hackiebusch (Acacia detinens) und einem anderen Dornbusch (Acacia spec.) bestanden. Zwischen den großen Omuramben, die das Überschwemmungsgebiet erreichen (Kaudum und Schadum), ferner zwischen Okawango und Kaudum befinden sich eine Menge bald mehr erkennbarer, bald verwachsener Omuramben, wie Tschakaue, Gani, nördlich des Kaudum und südlich davon Tschaudum und Kuatschadum. Erwähnenswert ist das inselartige Auftreten der Hyphaene ventricosa bei der Wasserstelle Tschaudum, die in Baumform, wie in der Grootfonteiner Fläche, in 500 bis 1000 Exemplaren isoliert auftritt. Im ganzen Gebiet liegen viele Hackiedornbusch-Inseln und Salzpfannen, die offenes oder einen halben Meter tiefes Wasser haben und meist mit Ried (Phragmites) bewachsen sind. Die Weide ist mit Ausnahme der Omurambabetten, die, wie z. B. der Kaudum, einen sehr hohen Wasserstand von 20—50 cm Tiefe haben, schlecht. Langes, hartes Gras oder niedriger Blätterbusch [vielleicht verwandt mit dem Dichopetalum venenatum (Machau), das hin und wieder auftritt] kommen hier vor, während nur in den Dornbüschen Buschmanngras und Knäuelgras auftritt. In dem Unterholzbestand finden sich Grewiaarten. Der Boden ist zur Regenzeit mit Stachelkürbis (Citrullus Naudinianus) bedeckt, unter dem Hackiesbusch wachsen Uakies (Cyperus usitatus). Außerdem kommen eine Menge Sträucher vor, die in der Regenzeit schmackhafte Buschkost tragen. Es fehlt der Affenbrotbaum (Adansonia digitata), dessen erste Vertreter nördlich von Dowigna im Kaukaufeld erscheinen, der Marulabaum (Sklerocarya Schweinfurthiana), der Mangettibaum (Ricinodendron Rautanenii) und der Hartekohlbaum (Combretum primigenium). Brackpfannen fehlen, dafür sind im Kaudum und Schadum an manchen Stellen Salzausblühungen. Der Boden ist mit rotem Sand (Fuchsand) bedeckt, der in den Dornbuschsavannen in festen, graugelben, vielleicht tonhaltigen Sand übergeht. Kalkklippen und sonstiges Gestein fehlt vollkommen. Das Kaudumbett ist mit grünem Gras dauernd dicht bestanden. Die Sandpfannen führen humosen Sand, nur im Nordosten bei Schamatura ist ein torfartiger Moorboden mit rotem, stark eisenhaltigem Wasser zu finden. Waldbrände gehören zur Tagesordnung, schädigen aber wenig den Baumwuchs."

---

[1] Beitrag zur Kenntnis der Säugetiere Deutschsüdwestafrikas. Arch. f. Naturgeschichte, 90. Jg., 1924. Abt. A, Heft 1.

Südlich des Omuramba u Owambo finden sich in ziemlich großer Zahl Kalkpfannen, die zum Teil noch Wasser führen, zum größten Teil aber ausgetrocknet sind. Der Austrocknungsprozeß des Landes ist daselbst nach den Aussagen der Buschmänner wie der Europäer in raschem Fortschreiten begriffen. In der Regenzeit sind die tonigen Böden versumpft, und dann ist der dichte Buschwald mit Myriaden von Stechmücken erfüllt, und die Malaria fordert bei allen Rassen ihre Opfer. Die ungesunde Lage, die Schwierigkeit der Arbeiterbeschaffung und die Unregelmäßigkeit des Regenfalles haben bewirkt, daß der größte Teil der außer Grootfontein liegenden Farmen wieder verlassen wurde, so daß die Buschmänner dort tatsächlich Raum gewonnen haben. Die !Kungbuschmänner außerhalb der Polizeizone leben völlig nach ihren alten Sitten und Gebräuchen. Die einzelnen Sippen stehen sich zum Teil feindlich gegenüber. Eine Art Erbfehde besteht gegenüber den Hei//om, auf die häufig Überfälle der Weiber wegen gemacht werden. Mit den Farmen an der Nordgrenze (Duwib, Koitsas, Keibeb, Kuntsas, Neitsas, Fuchsof) leben die !Kung in guten Beziehungen. Viele von ihnen arbeiten zeitweilig, manche dauernd dort: insbesondere Frauen und Kinder lassen sie gerne auf der Farm arbeiten. Mister Cleark, der Besitzer von Keibeb, hat eine größere Zahl von ihnen zum Holzkohlenbrennen angelernt. Diese Buschmänner machen draußen in der Wildnis die Holzkohle und liefern sie ab. Die Holzkohle wird dann an die Motramitmine in Abenab weiterverkauft. Bis zur Einrichtung der Polizeizone bestand ein fortwährender Krieg zwischen der Polizei und den Buschmännern. Zwischen den Herero von Otjituo und den !Kung kommt es immer wieder wegen der Viehdiebstähle zu Kämpfen. Die Herero attackieren die Buschmänner zu Pferde und erschlagen sie vom Sattel aus mit dem Kirri.

Die Buschmänner, welche nicht gewohnt sind, auf rasch bewegliche Ziele zu schießen, ziehen dabei meist den kürzeren. Die !Kung, die im Sandfeld östlich des Omuramba u Omatako sitzen, stehen ebenso wie die Nogau den Weißen feindlicher gegenüber, und dementsprechend ist auch die Haltung der Weißen und Farmeingeborenen. Ihre Erklärung findet diese Haltung darin, daß die Buschmänner aus dem Gebiete westlich Omuramba erst vor kurzer Zeit verdrängt wurden und nun den kargen Lebensraum ihrer Brüder östlich des Trockenbettes bedeutend einschränken. Die Lebensbedingungen in diesem Gebiete sind hoffnungslos. Mit den Stämmen am Okawango leben die !Kung in Symbiose. Ohne eine feste soziale Organisation, ohne feste Wohnsitze im engeren Sinne ist der Buschmann viel weniger greifbar als etwa die schwarzen Bauern. Die Kollektivhaftung des Stammes, welche den besten Schutz des Europäers bildet, läßt sich den Buschmännern gegenüber nicht anwenden, und die Wahrscheinlichkeit, eines Buschmannes, der am Rande der Polizeizone oder außerhalb derselben ein Verbrechen begangen hat, habhaft zu werden, ist gleich Null. Dies muß man sich im Verkehr mit ihnen vor Augen halten. Ich habe freilich mit ihnen keine schlechten Erfahrungen gemacht.

DIE BIOLOGISCHEN GRUNDLAGEN DES VOLKSLEBENS

1. DIE ZAHL

Seiner hat die Zahl der !Kung mit etwa 12000 angenommen. Seither haben sowohl die Kriege 1914/15, wie auch die fortdauernde Verschlechterung der Wasserverhältnisse die Vermehrung stark gehemmt, so daß ihre Zahl in den letzten zwanzig Jahren sicher nicht gestiegen ist.

Die soziale Grundlage des Volkes bildet die im wesentlichen patriarchalische Familienhorde, welche im Durchschnitt aus ein oder zwei alten Männern, vier bis sechs erwachsenen Männern, ebensoviel gebärfähigen Frauen und einigen alten Matronen besteht; dazu kommen dann die Kinder. Gegen Ende des Winters sammeln sie sich bei den wenigen übriggebliebenen Wasserstellen in großer Menge, versammeln sich dann von dort aus zur Zeit der ersten Feldkostreife an bestimmten Stellen oft zu mehreren Hundert, um sich bei Einsetzen des Sommers wiederum in kleinen Gruppen auf ihren Familiengrund zu begeben. Als Beispiel gebe ich vier Horden, deren ungefähre Altersgliederung ich feststellen konnte:

	Horde I	Horde II	Horde III	Horde IV
Männer	9	7	6	10
Greise	—	—	4	1
Frauen im gebärfähigen Alter	10	12	13	9
Matronen	4	9	7	6
Säuglinge	6	6	?	2
Kleinkinder:				
1–4jährige Knaben	2	3	8	3
1–4jährige Mädchen	3	4	6	1
Kinder:				
5–10jährige Knaben	4	4	?	?
5–10jährige Mädchen	3	2	?	?
Jugendliche Männer	5	—	?	?
Jugendliche Mädchen	5	3	?	?

Die vorliegende Tabelle bezieht sich also auf 44 gebärfähige Frauen und auf 38 Ehen, davon 2 polygame. 4 sind Witwen. Auf diese 38 Ehen kommen 15 Säuglinge, meist unter einem Jahr. Schwanger waren, soweit man sehen konnte, noch 12 Frauen, etwa 5 davon mit älteren Säuglingen. Es scheint demnach, daß das Stillen über ein Jahr hinaus keinen praktischen Schutz gegen eine neue Konzeption gewährt.

Die bei den Nog-au in Kraft stehende Vorschrift, die eine neuerliche Kohabitation mit der Mutter erst gestattet, wenn das Baby sitzen kann, ist wohl bekannt, wird aber nicht sonderlich beachtet.

Diesen 15 Säuglingen sollten 45 Kleinkinder von 1–4 Jahren entsprechen; tatsächlich sind aber nur 30 vorhanden, was einer Säuglingssterblichkeit von 33% entspricht. Sie ist nicht höher als bei Primitivstämmen in Malariagebieten zu erwarten, ist sogar niederer als in manchen Eingeborenenlokationen wie etwa in East London.

In der Altersklasse von 5–10 Jahren bleibt die Zahl gleich.

Die Sterblichkeit ist also sehr nieder, wie bei uns, ja noch niedriger, weil ja die gefährlichen Infektionskrankheiten des Kindesalters fehlen. Soweit die geringen hier gegebenen Zahlen einen Schluß gestatten, ist das Geschlechtsverhältnis 1 : 1. Wie das Geschlechtsverhältnis bei den Erwachsenen ist, läßt sich nicht sagen. Ein großer Teil der Männer verschwand bei meinem Eintreffen – hatten doch die meisten ein schlechtes Gewissen und wünschten weder metrisch noch photographisch festgehalten zu werden. Aber daß mit steigender Altersklasse der Frauenüberschuß steigt, ist wohl klar.

An grauhaarigen greisenhaften Individuen, die wohl über 60 Jahre alt sind, habe ich bei den vier hier angeführten Horden 4 Männer und 13 Weiber gezählt, also ein Verhältnis 1 : 3. Wie bei uns erreichen also auch dort die Frauen durchschnittlich ein höheres Alter.

C. v. François[1] schätzte auf seiner Reise zum Okawango 1891 die Bevölkerung des Gebietes auf 500 Honigkaffern und Hei//om, 2000 !Kung und 10000 Okawangos. Nördlich des Okawango, zwischen dem Kuando und Cuito sollte der Buschmannstamm der Wassekeri wohnen. Er nennt den Häuptling der Nord-!Kung den besten Kenner des Landes, welcher ihm versicherte, daß die Wasserverhältnisse früher viel besser gewesen seien. Viele der jetzt trockenen Vleys hatten früher das ganze Jahr Wasser. Der Okaluombe (Apato) soll früher zum Ngami abgeflossen sein.

Theodor Leutwein[2] berichtet:

„Nördlich Grootfontein an dem wasserreichen Platz Gaub hatte sich noch eine Anzahl Kaffern und Buschmänner zu einer Werft zusammengetan und sich in einem Hererobastard namens Krüger ein Oberhaupt gegeben, das in seiner Würde bestätigt wurde" (s. S. 87). „In Naidaus stellte sich ein Buschmannvormann namens Arilob vor, der ähnlich wie Krüger im Osten als Kapitän der Buschmänner des Westens anerkannt wurde" (S. 88).

„Bei der Reise des Hauptmanns Volkmann im Jahre 1903 zum Okawango leisteten die !Kung-Buschmänner weitgehende Hilfe. Volkmann beschreibt diese !Kung folgendermaßen: ‚Die Buschmänner, die fast unbekleidet sind, sind sehr empfindlich gegen die Kälte. Morgens hat jeder Buschmann ein brennendes Holzscheit in der Hand, das dicht vor die Brust gehalten wird. Die andere Hand liegt mit dicht an den Leib gepreßtem Oberarm auf der Schulter. Am Halteplatz wird das Holzscheit gleich zum Feueranmachen benutzt. Geht ein Buschmann als Führer vor dem Pferde, so springt er mit unglaublicher Schnelligkeit bald hierhin bald dorthin, irgendeine Knolle oder Wurzel aus der Erde zu holen. Sehr beliebt sind auch verschiedene Beerenfrüchte, die an niederen Sträuchern wachsen. Als Tabakspfeife wird alles mögliche benutzt: Kuduhörner, Kalebassen, ausgehöhlte Früchte des Strychnos, alte Patronenhülsen aus Metall usw. Am liebsten rauchen sie durch Wasser, das nie erneuert wird. Geht der Tabak aus, dann kochen sie die Rinde eines Baumes in dem dickflüssigen Tabakwasser, trocknen dann die Rinde, die etwas Tabakgeschmack annimmt, und rauchen sie'" (S. 100).

F. Seiner berichtet über die Einteilung dieser Stämme:

„Die Kung zerfallen nach unserer bisherigen Kenntnis in vier Gruppen. Die westliche scheint sich von der portugiesischen Grenze bei Kurinkuru längs des Weges über Tschitschib bis an den Omuramba u Owambo hinzuziehen und dann durch diesen, sowie im Osten durch die Linie Nuragas—Blockfontein begrenzt zu sein. Die östlich angrenzende Gruppe von Karakuwisa bewohnt in der Trockenzeit das Tal des Omuramba u Omatako von Karakuwisa bis Blockfontein, sowie in der Regenzeit die Steppen 100—150 km östlich und westlich des Omuramba und diesen selbst bis zur Kanovlei. Die südlichere Gruppe zieht sich von der letzteren im Omuramba bis annähernd Osondema entlang; wir wollen diese Nog-au, die bereits in der Mittel-Kalahari sitzen und kaum den Bastard-Buschleuten beigezählt werden können, Otjituogruppe benennen. Im Gelände westlich des Omatakotales von Okanakasewa bis Omambonde hausen angeblich die Gam. Das schwerste Anklagematerial liegt gegen die westliche Gruppe vor, die nach Meinung des Bezirksamtes großenteils unter einem einzigen Oberhäuptling, dem berüchtigten Namagorub, stehen soll, und von den übrigen Buschleuten !Kung-au (d. h. !Kungleute) genannt wird. Von den Karakuwisa-Häuptlingen sind erwähnenswert Gnani und Ma, beide verkrüppelt, ferner die Führer der Einbrecher von Blockfontein, Gachu und dessen Bruder Tamburi; dem berüchtigten Namagorub kommt keiner an Einfluß gleich."

In den Urwäldern südlich des Otjimpolofeldes soll nach Vedder der Buschmannstamm der Masi-Keren wohnen. Diese verstehen nicht die !Kungsprache, wohnen gemeinsam in großen viereckigen Häusern und machen sich Einschnitte in den Oberschenkel, um besser laufen zu können. Ihre Pfeile haben große Eisenspitzen, die nicht vergiftet sind.

2. ZUR CHARAKTEROLOGIE

Die Buschmänner sind untereinander dem Charakter nach ebenso verschieden wie die Angehörigen irgendeines anderen Volkes. Schon die verschiedenen Habitustypen weisen darauf hin. Ich möchte Individualcharakteristiken bei der relativ kurzen Zeit, die ich mit den einzelnen zusammen war, keine übermäßige Bedeutung zubilligen. Der Charakter eines Volkes, wenn man von einem solchen sprechen kann, äußert sich in der durchschnittlichen konventionellen oder traditionellen Art des Reagierens unter verschiedenen Bedingungen, welche trotz der physisch bedingten Charakterunterschiede doch eine gewisse generelle Einheitlichkeit aufweist.

---

[1] Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten, IV, 1891.

[2] Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika. Berlin 1906.

Da ich bei den anderen Buschmannstämmen weniger eingehende Beobachtungen machen konnte, bringe ich hier alles, was ich im Gegenstande beobachtet habe.

Neuen Eindrücken gegenüber verhält sich der Buschmann zunächst ziemlich uninteressiert. Die Neugier ist gering. Wohl haben einmal zwei !Kungbuschleute von mir eine eingehende Erklärung des Motors verlangt und geduldig angehört. Als ihnen einmal ein Amerikaner ein Grammophonkonzert gab, hörten sie dieses mit sichtlichen Wohlgefallen an, es fiel aber keinem ein, über das Wesen dieser Sache eine Frage zu stellen. Die Buschmänner von heute zumindestens glauben nicht, daß sich in den Maschinen der Europäer irgendeine Zauberei verberge. Europäische Instrumente lernen sie ziemlich rasch gebrauchen, insbesondere das Gewehr wird ihnen rasch vertraut. Dornan berichtet ja auch von einer großen Zahl improvisierter Gewehre, welche die Buschmänner adaptiert hatten. In neuer Umgebung ist der Buschmann seinem ganzen Wesen nach blasiert und kühl beobachtend. Anpassungsfähig ist er in hohem Grade. Die Buschmädchen, die manche Farmer zu Konkubinen haben, spielen ganz geschickt Hausfrau. Im Ovambolande nehmen sie rasch die Lebensgewohnheiten und die Wirtschaftsformen der Bantu an. Am Lehrerseminar in Oonipa ist ein Ongandjerabuschmann als Lehrer tätig. Er besitzt einen kleinen, nett gehaltenen Kraal nach Ovamboart und hat sich außerdem eine Ziegelrundhütte gebaut, in der er seine „Bibliothek" aufbewahrt. Auf den Farmen halten sie selten lange aus, hauptsächlich aber wohl, weil ihnen die Nahrung nicht bekommt. Anderen Menschen gegenüber sind die Buschmänner im höchsten Grade mißtrauisch. Jeder Bewaffnete, dem sie begegnen, gilt von vornherein als Feind. Fremde Stammesgebiete darf der Buschmann nur unbewaffnet betreten. Selbst am Rande der Farmzone ist das gegenseitige Mißtrauen so groß, daß ein Buschmann, der als Bote auf eine Farm geschickt wird, in derem Bereich eine andere Sippe sitzt, den Fahrweg, der als eine Art neutrale Zone gilt, nicht zu verlassen wagt. Nähern sich zwei fremde bewaffnete Buschleute einander, so legen sie zunächst auf Sichtweite die Waffen ab, um sich dann erst zu begrüßen. Kommt ein Buschmann zu einer Werft oder zu einem Farmhause, so legt er in einer gewissen Distanz die Waffen ab und setzt sich dann nieder und wartet geduldig, eventuell stundenlang, bis er gefragt wird. Ein ausgesprochenes Rassenempfinden ist nicht deutlich. Alles, was nicht zur eigenen Sippe gehört, wird als fremd, eventuell feindlich angesehen, es sei denn, daß gemeinsame Verfolgung ein Solidaritätsempfinden unter allen Verfolgten aufkeimen läßt. Dagegen haben sie ganz deutlich eine Art Menschheitsempfinden, d. h. sie glauben nicht, daß sie die eigentlichen Menschen sind, und sind z. B. überzeugt, daß im Himmelshause die Menschen aller Rassen Aufnahme finden. Das Verhalten den Verwandten gegenüber ist durch zahlreiche Sitten geregelt, im allgemeinen aber selbst der Frau und den Kindern gegenüber gemessen und fast zeremoniell. Aufdringlich ist der Buschmann niemals.

Von den übrigen Völkern werden die Buschmänner als Ganzes verachtet, im einzelnen aber gefürchtet, nicht zuletzt auch von den Weißen. Die Buschmänner kennen diese Einstellung und verhalten sich dementsprechend.

Auf fremde Ansichten gehen die Buschmänner schwer oder gar nicht ein. Die Mission hat bei ihnen auch keinen nennenswerten Erfolg zu verzeichnen. Dagegen erfassen sie durchschnittlich rascher die Absichten anderer als die gewöhnlich oberflächlicheren Schwarzen. Sie geben infolgedessen auf die an sie gestellten Fragen kurze und präzise Antworten. Bei Fragen, die sie nicht beantworten wollen, schweigen sie. Man muß allerdings im Verkehr mit ihnen beachten, daß sie bei geistiger Arbeit sehr rasch ermüden und dann keine Antwort mehr geben, nicht weil sie nicht wollen, sondern weil sie bereits zu müde sind.

Freigebig sind die Buschmänner nicht. Einen Fremden an der Mahlzeit teilnehmen zu lassen, sowie ihm auch von dem vorhandenen Wasser zu geben, ist allerdings eine glatte Selbstverständlichkeit.) Von ihrem personellen Besitz an Waffen, Schmuck, Fellen usw. geben sie aber sehr selten etwas als Geschenk ab. Erhalten sie selbst Geschenke, so zeigen sie sich deutlich erfreut. Mit Worten wird freilich der Dank nicht ausgedrückt, aber wer den Buschmännern Wohltaten erweist, kann sicher sein, daß sie ihm bis zur Selbstaufopferung Dankbarkeit durch die Tat beweisen werden.

Dem Mitmenschen, der in Not geraten ist, zu helfen, ist ein moralisches Gebot. Es wird von einem Prospektor berichtet, der sich im Buschwald verirrte und dann von den Buschmännern, mit denen er nicht einmal reden konnte, gerettet, tagelang verpflegt und schließlich auf den rechten Weg gebracht wurde.

Verabredungen und Versprechungen hält der Buschmann unbedingt ein, freilich kommt er meistens etwas zu spät. Als einmal der Ochsenwagen der katholischen Mission auf dem Wege zum Okawango einen Ochsen zurücklassen mußte, überließ man ihn den Buschmännern mit dem Bemerken, man würde ihn zur Zeit des nächsten Vollmondes abholen. Die Leute hielten Wort, und der Ochse wurde gut gefüttert terminmäßig abgeliefert.

Als Kamerad ist der Buschmann verläßlich und treu[1]. Die Buschmänner sind, was ja schon ihre Lebensweise mit sich bringt, durchwegs mutige und entschlossene Leute.

Die Buschmänner vermeiden es in Gegenwart der Frauen und Kinder streng, über sexuelle Dinge zu reden. Wie sie überhaupt ein Volk ohne jede Phantasie sind, fehlt ihnen auch jede subtilere erotische Phantasie.

Die endlosen obszönen Geschichten, die man von den Schwarzen zu hören bekommt, sobald man einmal ihr Vertrauter ist, sind bei den Buschmännern unbekannt.

Ihren religiösen Festen fehlt die sexuelle Note, wohl aber kommt diese bei vielen ihrer Tänze zum Ausdruck, die Liebesspiele von Tieren imitieren.

Im ganzen ist ihnen ja Schamhaftigkeit nicht abzusprechen, wenn sie natürlich auch keine solchen dezenten Umgangsformen haben wie vornehme Bantu, wo es als höchst unschicklich gilt, auf die Brüste der Frauen zu sehen, und wo die Mädchen niemals, ebensowenig wie die Frauen, die typische Hockerstellung einnehmen, sondern mit schräg aufeinandergelegten Beinen auf dem Boden sitzen.

Trotzdem sich das Leben der Buschmänner innerhalb der Werft vor aller Augen abspielt, werden doch jene Grundsätze eingehalten, die wir als natürlichen Takt betrachten.

Seine Bedürfnisse besorgt der Buschmann immer ungesehen von den anderen, und Liebesszenen werden niemals vor den übrigen gemacht.

Es ist natürlich sehr schwer, über das intimere Geschlechtsleben Genaueres zu erfahren, ohne sich dabei selbst bloßzustellen. Als Gewährsmänner kommen nur alte Leute in Frage, die nicht mehr renommiersüchtig sind.

Bei dem harten Leben, das die Leute führen, ist die Sexualität natürlich nicht übermäßig entwickelt. Perverse Manipulationen sind offensichtlich unbekannt, da meine Gewährsmänner diesbezügliche Fragen überhaupt nicht verstanden.

Der normale Geschlechtsverkehr wird meist in der Zeit zwischen dem Abendessen und Mondaufgang im Busch vollzogen. Nach längeren Durstperioden tritt fast völlige Impotenz ein.

Trotz aller Gemessenheit haben sie ein ungezügeltes Temperament, das sich oft aus nichtigen Anlässen in schweren Affektausbrüchen äußert, die dann, da ja der Giftpfeil immer zur Hand ist, leicht üble Folgen haben können. So wurde mir folgende Geschichte erzählt: Ein Buschmann ging längere Zeit auf eine Farm arbeiten und kam mit einem prallen Maisbauch zu seinen mageren Gefährten. Sein Bruder verhöhnte ihn, weil er so dick sei, daß er nicht mehr laufen könne, worauf der Dicke replizierte: „Dafür werde ich länger leben als du.“ Der magere Bruder erstach nach diesem kurzen Wortwechsel den dicken. – Einmal wollte eine Filmgesellschaft bei den !Kung, die hinter Keibeb sitzen, einen Film drehen: „Als die ersten Weißen ins Land kamen.“ Nun hatte aber der Häuptling dieser Horde eine alte deutsche Militärhose als Abzeichen seiner Würde, und die Aufforderung, sie abzulegen, beantwortete er mit der Erklärung, er würde erst dann seine Hose ausziehen, wenn auch der Weiße dies täte; er faßte dafür eine Ohrfeige, die ihn und seine Gefährten in eine derartige Wut versetzte, daß die Filmgesellschaft es vorzog, abzureisen, um eine Katastrophe zu vermeiden. Daß sie auch schlagfertig sein können, erweist folgende Geschichte, die mir wiederholt von Europäern erzählt wurde: Ein Buschmann war wegen Jagdfrevel angeklagt. Der Magistrat fragte ihn: „Weißt du nicht, daß diese Tiere dem König gehören (royal game)?“ Der Buschmann antwortete: „Ich habe keinen ‚Brand‘ (Eigentumsmarke) gesehen.“

---

[1] Ein Europäer hatte sich einmal einige Bäumchen widerrechtlich angeeignet und vor seinem Hause angepflanzt. Als derselbe nun einmal mit seinen Buschmännern in der Stadt weilte, erklärte der ursprüngliche Besitzer der Bäume, er werde am Nachmittag zu dem Betreffenden hinfahren. Die Buschmänner hörten dies und verschwanden. Als nun die beiden Weißen auf die Farm kamen, waren auch die Bäumchen verschwunden. Die Buschmänner waren vorausgelaufen und hatten sie aus eigener Initiative eiligst entfernt.

Als Häuptling oder Familienoberhaupt ist der Buschmann herrisch und unnachgiebig, was bei der Starrheit seiner ganzen Lebensauffassung verständlich ist. Die kranken Buschmänner liegen schweigend und geduldig da, doch zerstört ein Krankheitsfall in einer Werft die gute Stimmung bei allen Mitgliedern, teils aus Mitgefühl, teils aus Angst vor den Krankheitsgeistern. Die angeführten Verhaltungsweisen gestatten bereits Rückschlüsse auf die Struktur der psychologischen Persönlichkeit bei den Buschmännern. Es ist gewiß nicht möglich, die Geisteshaltung eines intellektualisierten, hochdomestizierten Europäers mit jener dieser primitiven Jäger zu vergleichen. Aber es besteht zwischen dem einfachen Europäer und den Eingeborenen prinzipiell kein Unterschied in der Lebensauffassung und in der Art, auf die Milieueinwirkungen zu reagieren. Wie ich an anderer Stelle schon ausgeführt habe, können wir von einem Trägheitsgesetz in der Kulturentwicklung[1] sprechen. Es ist dem Primitiven vielleicht instinktiv, vielleicht traditionell klar im Bewußtsein, daß das jedem Individuum innewohnende Energiequantum begrenzt ist und jeder Energieaufwand Abnützung der Lebensmaschine und damit Lebensverkürzung bedeutet. Das Individuum sucht daher mit dem geringstmöglichen Energieaufwand zu einer nach seinen Begriffen optimalen Anpassung an die Lebensbedingungen zu gelangen und diesen Anpassungszustand bei geringstem Energieaufwand beizubehalten. Der große Unterschied gegenüber der europäischen Zivilisation und vielen Primitivkulturen, auch jener der Buschmänner, besteht aber darin, daß die europäische Kultur als Ganzes sich in einem labilen Zustand befindet, die nur einem geringen Teil ihrer Träger die Erreichung eines optimalen Anpassungszustandes ermöglicht. Die Buschmannkultur stellt jedoch einen optimalen Anpassungszustand dar, der von jedem einzelnen Buschmann automatisch erreicht werden kann. Sie ist in ihrer Art also vollkommener als die unsrige. Kein anderes Volk und keine andere Rasse könnte bei den gleichen technischen Behelfen und den gleichen Milieubedingungen eine bessere Anpassung erzielen. Man kann jedoch auch in bezug auf die geistige Kultur von einer solchen Anpassung sprechen. Das Leben des Buschmannes ist durch seine traditionellen Vorstellungen im Diesseits und Jenseits festgelegt, und die Erhaltung der Anpassung sowohl auf geistigem wie materiellem Gebiete wird durch eine strenge Auslese aller von außen angebotenen Kulturgüter bewirkt. Diese Auslese erfolgt bewußt. Kurz gesagt: Die Buschmänner haben nicht deswegen höhere Wirtschaftsformen bisher abgelehnt, weil sie hierzu nicht die Fähigkeit besitzen, sondern weil sie sie nicht annehmen wollten. Brechen die materiellen Voraussetzungen zusammen, dann nehmen sie schrittweise oder auf einmal völlig andere Lebensformen an, wie ihre Bantuisierung im Owambolande und wohl auch die Bildung des Hottentottenvolkes durch Annahme der Viehzucht seitens einiger Buschmannstämme erweist. Ihre durchschnittliche Intelligenz ist nicht geringer als die irgendeiner anderen Rasse. Jeder Buschmann kennt den ganzen geistigen Besitz seines Stammes.

Von denselben Buschmännern sagt F. Schinz[2]:

> „Der Buschmann ist seinem Herrn stets treu und folgt diesem ohne Bezahlung auch überall hin; man kann ihn unbesorgt allein beim Wagen zurücklassen und wird selten in den Fall kommen, ihn einer Unredlichkeit zeihen zu müssen. Von allen Reisenden und Jägern wird übereinstimmend die große zwischen Eltern und Kindern bestehende Anhänglichkeit gerühmt, die so weit geht, daß sich der Vater oder die Mutter, um ihr Kind zu retten, selbst preisgeben. So erzählte mir

---

[1] V. Lebzelter, Persönlichkeit und Weltanschauung bei den Eingeborenen Südwestafrikas. Jahrbuch der Österreichischen Leogesellschaft 1932.

[2] F. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. Leipzig 1891.

der Jäger L., daß er einst am Okawango Zeuge gewesen sei, wie ein junger Buschmann, der im Gefolge des Jagdzuges war, Gefahr lief, von einem gereizten und heranstürmenden Elephanten zertreten zu werden. Im letzten Augenblick, als die erstarrten Gefährten den Jungen schon für unrettbar verloren halten, springt der Vater desselben hervor und schleudert die Wurfkeule dem gewaltigen Tier vor die Stirn; der Elephant wendet sich gegen seinen neuen Angreifer und zermalmt diesen mit Wut unter seinen Füßen, wodurch der Sohn Gelegenheit erhält zu entfliehen."

Meine Beobachtungen decken sich völlig mit jenen Dornans[1] über die Kalahari-Buschmänner, welcher ausführt:

„Es ist behauptet worden, daß die Buschmänner kein Gefühl füreinander hätten. Ich habe oft gehört, daß die Mütter grausam gegen ihre Kinder wären und sie gelegentlich töten, wenn ihnen ihre Last zu groß wird. Soweit ich sehen kann, ist das nicht wahr. Ich habe oft Buschmannmütter ihre Kleinen küssen sehen, genau wie dies Europäerinnen tun, und wenn die Kinder krank sind, dann geben sie sich alle Mühe. Die Väter sind zwar oft schroff und grob, aber nie brutal zu den Kindern. Die Mädchen sieht man gewöhnlich in Gesellschaft der Mütter, die Jungen bei den Männern. Zwischen Mutter und Tochter besteht ein enges Vertrauensverhältnis. Es ist auch behauptet worden, die Buschmänner seien undankbar; auch das ist nicht wahr. Sie zeigen ihr Dankgefühl weder gegeneinander noch gegen die Weißen; aber wer durch freundliches Vorgehen ihr Vertrauen gewinnt, der kann sehen, daß sie dankbar sind. Sie zeigen ihre Dankbarkeit nicht durch Worte, sondern durch Taten. Wenn einer in Not oder Gefahr ist und ein Buschmannfreund ist in der Nähe, so wird er bei ihm durchhalten bis zum bitteren Ende."

Der !Kungbuschmann im besonderen ist weit mehr Verstandes- als Gemütsmensch. Die außerordentliche Schwierigkeit, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, macht ihn sehr selbständig in seinem Denken. Es war überraschend, mit welcher Sicherheit nicht nur Männer, sondern auch Frauen dolmetschen konnten; während es bei den Bantus schwierig ist, die Konversation bei der Sache zu halten, bleibt der Buschmann eigentlich immer sachlich. Selbst die Stammestraditionen, soweit sie sich auf ihre abergläubischen Vorstellungen beziehen, sind nicht vor der Skepsis des einzelnen bewahrt. So fragte ich einmal einige Buschleute, ob sie Löwen jagen. Sie verneinten dies, und als ich sagte, daß käme wohl daher, weil in den Löwen die Geister verstorbener großer Buschmänner seien, lachten sie und meinten, das sei bloß eine Erzählung der Hei//ombuschleute und einiger Buschmanndoktoren, die das von ihnen gelernt hätten. Andere Männer desselben Stammes waren aber fest überzeugt, daß in den Löwen die Geister großer Buschmanndoktoren hausten.

Viel wird auch, speziell im Otjimpolofelde, von Buschgeistern erzählt. Aber wiederholt bemerkten meine Gewährsmänner, sie wüßten nicht, ob das wahr sei, denn sie hätten noch keine gesehen. Ein gewisser trockener Humor würzte ihre Unterhaltung. So sagte ich einmal einem Buschmann: „Wenn du mir das sagst, dann bekommst du, was du willst." Er antwortete: „Gut, ich spreche und du gibst mir dein Automobil." Sehr traurig sieht es mit ihrer Phantasie aus. Dazu sind sie viel zu scharfe Naturbeobachter. Einmal kam eine junge Buschmannfrau mit 2 Kindern zu mir und wollte Zucker kaufen. Ich sagte ihr: „Verkauft wird nichts, aber du bekommst den Zucker, wenn du mir Kindergeschichten erzählst, z. B. von Tieren." Nach einigem Zögern begann sie die Geschichte von Arri, dem Perlhuhn. Aber das war kein Märchen, sondern eine ins Detail gehende Naturgeschichte dieses wichtigen Nahrungsvogels. Sie ahmte auch die Rufe des Perlhuhns nach, „z. B. wenn jemand kommt und Gefahr ist, dann sagen sie, gannana he gannana he, wenn sie aber unter sich sind und sich freuen, dann machen sie gi gi gi". Die Kinder mußten das nachmachen, bis sie den Laut gut imitieren konnten. Dann kam das Sandhuhn daran, das spricht: gi ganna gi ganna. Dann der Strauß, der macht: hmm, hmm, hmm, dann der Harzvogel, der spricht: hai-dschi, hai-dschi und die Eule: mhm, m.

3. HALTUNG, BEWEGUNG, AUSDAUER

Infolge seiner starken Lordose nimmt der Buschmann beim Stehen nie eine Haltung ein, die unserem militärischen Haltungsideal entsprechen würde; er steht so gut wie immer mit etwas vorgehaltenem Bauch.

Das Laufen der Buschmänner ist sehr eigentümlich und würde eine genaue Untersuchung mit

---

[1] Dornan, Pygmies and Bushmen of the Kalahari. London 1925.

Zeitlupe rechtfertigen. Ihr Lauf ist eigentlich ein andauernder Schnellschritt, bei dem zwar nach vorwärts ausgegriffen wird, jedoch die Unterschenkel niemals hoch nach rückwärts geschlagen werden, wie dies bei unseren Läufern der Fall ist. Der Rumpf wird hierbei möglichst aufrecht gehalten, der Kopf nach oben und nicht nach vorwärts[1].

Die Sitzstellung des Buschmannes ist die bei so vielen Primitivvölkern bekannte und wohl ursprünglich allgemein menschliche Hockerstellung. Es besteht allerdings insoweit ein Unterschied gegenüber den Schwarzen, als diese meist so hocken, daß die Sitzbeinknochen den Boden nicht berühren, während das bei den Buschmännern der Fall ist. Infolgedessen krümmen sie den Rücken beim Hocken ziemlich stark und müssen die Beine ziemlich weit auseinanderspreizen.

Der schlafende Buschmann liegt zusammengerollt auf der rechten oder der linken Seite. Die Kinder schmiegen sich beim Schlafen alle an die Mutter. Die Muskelkraft der Buschmänner ist sehr gering. Die Dynamometermessungen, die ich vorgenommen habe, zeigen, daß die Druckkraft erwachsener Männer geringer ist als die europäischer arbeitender Frauen; sie beträgt nur zwischen 30 und 40 kg, während europäische Frauen auf etwa 60 kg, leicht arbeitende Männer auf durchschnittlich 80 kg kommen und europäische Schwerarbeiter und die Schmiede bei uns 120 und mehr Kilogramm im Durchschnitt erreichen. Schwarze Schwerarbeiter erreichen im Durchschnitt auch bloß 80 kg. Es ist also der Schwarze durchschnittlich doppelt, der Weiße sogar dreimal so stark wie ein Buschmann.

Dagegen besteht kein wesentlicher Geschlechtsunterschied bei den Buschmännern selbst.

Auch die Kraftleistung beim Bogenschießen der Buschmänner ist keineswegs imponierend. So gering aber ihre momentane Leistungsfähigkeit ist, so groß ist ihre Ausdauer im Marschieren. Als im Jahre 1916 der Farmer Schwarz in Neudessenberg (Keitsas) an Schwarzwasserfieber erkrankte, schickte die Frau des Farmers einen Buschmann nach Grootfontein um eine Flasche Champagner. Der Mann ging am Vormittag weg und kehrte um Mitternacht zurück. Die Strecke betrug mindestens 100–120 km, denn die Fahrstraße, die wenig Umwege macht, ist 90 km lang. (Gewährsmann Farmer Schwarz in Duwib.)

4. HABITUSTYPEN UND KONSTITUTION

Die Buschmänner sind eine ausgesprochene menschliche Wildform mit sehr grazilem Knochenbau. Eine Gruppe von ihnen, die ich als Süd-Khoin bezeichne, ist die einzige und jedenfalls vollkommenste Anpassungsform des Menschen an das Wüstenleben.

Der dort herausgezüchtete Typus läßt sich in unser Habitustypenschema überhaupt nicht eingliedern. Da derselbe zu einem erklecklichen Prozentsatz auch an der Zusammensetzung der nördlichen Waldbuschleute beteiligt ist, gibt es natürlich sehr viele Individuen, die wir überhaupt nicht in unserem Sinne klassifizieren können. Jedenfalls können wir aber – ich nehme damit einiges von den anthropologischen Ergebnissen vorweg – bei beiden Geschlechtern der !Kung einen Longitypus und einen Brachytypus unterscheiden. Besonders bei den Frauen ist es so gut wie immer möglich, die „pralle Jugendform" von der sogenannten Zukunftsform zu unterscheiden.

Ich habe an anderer Stelle die Anschauung vertreten, daß als der eigentliche Normaltypus der athletische Typus anzusehen wäre, dem gleichzeitig die Fähigkeit zum mäßigen Fettansatz eingeboren ist. Der muskulär-respiratorische Typus besitzt bei geringerer Entwicklung des Skelettes und der Muskulatur nicht die Fähigkeit zum stärkeren Fettansatz, während der digestive Typus bei gering entwickelter Muskulatur starke Fähigkeit zum Fettansatz hat.

---

[1] E. v. Eickstedt (Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, S. 556) sagt: „Dem Fuß wird eine besondere Querstellung zugeschrieben, die die Spur im Sand leicht kenntlich macht – ein Merkmal, das während der alten Buschmannhetzen vielen Tausenden dieser unglückseligen merkwürdigen Hominidengeschöpfe ihr elendes Dasein kostete. Eigentümlich ist auch der Gang der Saniden: Sie gehen nicht, sie steigen. Stets heben sie gewohnheitsmäßig, wie zwischen den scharfen Gräsern und Dornbüschen ihrer Heimat, Knie und Füße beim Gehen empor. Das ist wie der schwankende Gang der Schiffer, natürlich ein sekundär erworbenes, kein eigentlich rassisches Merkmal."

Ich möchte das Gehen der Buschmänner doch als etwas rassenmäßig Bedingtes ansehen.

Vom athletischen Typus führt eine kontinuierliche Reihe durch die respiratorischen und digestiven Formen zu den lang- und kurzasthenischen Typen und von da zu den ausgesprochenen Kümmerlingen. Der athletische Typus stellt sohin die vollkommenste Verwirklichung des in der rassenspezifischen Konstitution gegebenen Menschentypus dar.

Da die Milieuwirkungen vom Tage der Befruchtung an vorwiegend schädigender Natur sind, ist der schließlich erfaßbare Durchschnittstypus der Typus der durchschnittlichen, durch die Erbmasse bedingten konstitutionellen und der während des Individuallebens erfolgten konditionellen Schädigungen. Je schlechter die Lebensbedingungen sind, um so größer wird der Schädigungskoeffizient sein, um so mehr wird der Durchschnittshabitus dem asthenischen angeglichen. Erst die Milieuverbesserungen, die die Hochzivilisation hervorruft, läßt athletische Formen in großer Zahl ausreifen.

Die Buschmänner würden wir nach unserem Schema durchschnittlich als asthenisch, die best entwickelten unter ihnen als respiratorisch bezeichnen dürfen. Bei vielen männlichen Individuen besteht die Fähigkeit zu bedeutendem Fettansatz, und ich habe auf Farmen auch einige Buschmänner getroffen, die sich an die Mehlnahrung angepaßt hatten und über einen recht bedeutenden Leibesumfang verfügten.

Der digestive Typus kommt unter ihnen also jedenfalls vor, wenn wir auch bedenken müssen, daß die fleischreiche kohlehydratarme Nahrung seiner Ausprägung entgegensteht.

5. DER TAGESVERLAUF

Die !Kungbuschleute teilen den 24stündigen Tag in 7 Abschnitte, diese sind:

/gam χ'á-o-a ..... Morgenrot.
/gam do di /gii .. Zeit des Sonnenaufganges.
!nāi` /kho .... (Die Sonne) ist in der Mitte.
ha ti ǂnáu ...... (Die Sonne) wird untergehen.
χ'á-o ti / náu .... Die Sonne schläft jetzt.
/gu gá djo-e ..... Man kann die Leute nicht mehr sehen, weil es dunkel ist.
!a da ! .... Mitternacht

Die Tageseinteilung ist nach der Jahreszeit etwas verschieden. Mit Ausnahme der sogenannten heißen Zeit, etwa 20. August bis Ende Dezember, wird mit ziemlicher Regelmäßigkeit die folgende Tagesordnung eingehalten: Ehe das Morgenrot am Himmel erscheint, wird es sehr kalt, die Leute wachen wieder auf, die Jungen schüren das Feuer auf und stellen die Reste der abendlichen Mahlzeit ans Feuer. Die Alten rücken näher ans Feuer und schlafen weiter, bis die Sonne herauskommt. Dann wird gefrühstückt, und zwar die Reste der Abendmahlzeit. Die kräftigen Männer gehen nunmehr zur Jagd. Die Frauen sitzen noch etwas herum und stillen die Kinder. Etwa um 10 Uhr rücken Frauen und Kinder sowie die Mädchen geschlossen aus zum Feldkostsuchen. Fast jedes Buschweib im gebärfähigen Alter trägt ein Kind auf dem Rücken, während ein zweites oft auf den Schultern reitet. – Die kleineren Knaben bleiben zu Hause und helfen den Alten, die etwa eine Stunde später aufbrechen, um Wasser zu holen. Die Hütten werden niemals unmittelbar beim Wasser angelegt, 1. weil man beim Wasser krank wird, 2. weil dort die Löwen hinkommen, 3. weil das Wild verscheucht würde. Die Wasserstelle selbst wird zu ganz unregelmäßigen Zeiten aufgesucht, denn dort lauert in unruhigen Zeiten der Feind und gelegentlich auch die Polizei. Die Doktoren und Doktorinnen gehen allein oder nur in Begleitung eines Schülers in den Busch, meist nicht sehr weit, um Medizin zu sammeln. Gegen 4 Uhr nachmittags kommen die Frauen zurück und beginnen zu kochen. Allmählich stellen sich nun auch die Männer mit der Jagdbeute ein. Wenn die Sonne untergeht, sitzt alles beim Feuer und ißt. Jede Familie hat ihr eigenes Feuer. Dann plaudern die einen noch, die anderen schlafen bereits, und allmählich wird es stille.

Mittags wird also nicht gegessen. In der Zeit von 11—4 Uhr ist der Lagerplatz leer, auch die Alten schlafen irgendwo im Walde. Übrigens machen auch die Jäger und die feldkostsuchenden Frauen in den heißen Stunden eine ausgiebige Mittagsrast. In der eigentlichen heißen Zeit bricht man aber schon bald nach Mitternacht auf, um zu jagen und Feldkost zu suchen, weil später am Tage der Sand zu heiß ist, um darauf zu laufen.

6. DIE JAHRESEINTEILUNG

Die Buschmänner rechnen zwar auch nach Vollmonden, indem sie z. B. ausmachen, nach 3 oder 4 Vollmonden sich zu treffen usw., haben aber nur 10 Monate. Diese benennen sie nach terrestrischen Erscheinungen.

!Kai deáa	Es ist kalt (Winter)	Juni
gama /ái	Das Gras brennt	Juli/August
!hoá sori	Es ist heiß	September/Oktober
!u shē	Der Regen beginnt	November
ǂkhō shē	Die Bäume blühen	Dezember
/hō //gāi	Es regnet	Jänner
!Khan //gai	Die Feldkost kommt heraus	Februar
!nā`-mā	Die Feldkost ist reif	März
ao ró //kum //ká	Der Regen hört auf	April
!hoá //gai	Das Jahr ist zu Ende	Mai

Sie rechnen also von Ernte zu Ernte.

Die schönste Zeit im Leben der Buschmänner sind März und April. Auch die auf den Farmen Lebenden eilen dann in die Wildnis. An bestimmten Plätzen, wo reiche Fruchtbäume, etwa die Marula stehen, kommen von weit und breit die befreundeten Sippen zusammen. Hier suchen sich die Jungen ihre Bräute aus, es wird viel getanzt, denn die Frauen sind in dieser Zeit nicht vom Feldkostsuchen müde, weil man diese nun überall findet. Die Jagd ist um diese Zeit weniger ergiebig, weil das Wild überall Wasser und Weide hat.

Aber bald fallen die Blätter, der Buschwald färbt sich rot und gelb, die Zugvögel ziehen nach Norden, und bald stellen sich die ersten kalten Nächte ein. Jetzt kommen die „Dsao" (Krankheitsgeister) und machen die Brust krank. Ende Mai und anfangs Juli stellen sich die ersten Fröste ein. Jetzt ziehen die Buschleute zu den Wasserstellen, die lange offen bleiben. Die Nächte werden nun zur Qual. Es kommen häufig Verbrennungen auf der Brust- und Bauchhaut vor, weil sich die Buschleute nun enge ans Feuer schlafen legen. Um diese Zeit beginnen manche Sippen schon Mangel zu leiden, weil das Wild andere Gegenden aufsucht, wo noch etwas Weide ist. Im Juli ist endlich das Gras trocken genug, damit es angezündet werden kann. Nun brennt die ganze Steppe. Das junge Gras lockt das Wild wieder an; die Jagd wird besser. Die heiße Zeit ist die schlimmste Periode, die Standplätze des Wildes sind ganz unsicher, die Feldkost wird immer spärlicher, die Buschmänner magern jetzt zu erbärmlichen Skeletten ab. Viele laufen um diese Zeit zu den Schwarzen oder Weißen, um etwas zu verdienen. In trockenen Jahren nimmt man auf die Sippengrenzen keine Rücksicht mehr. Alle sammeln sich um die wenigen noch offenen Wasserlöcher an. Sobald der Regen anfängt, beginnen sich die Verhältnisse wieder zu bessern, man wandert auseinander, um sich erst nach Monaten zur Zeit der Feldkosternte da und dort wieder zu treffen.

7. DER LEBENSLAUF

Wie ein junger Mann ein Mädchen freit, gebe ich in wörtlicher Übersetzung meines Berichterstatters wieder:

Wenn ein junger Mann ein Mädchen heiraten will, dann muß er zuerst mit ihr sprechen und ihr sagen: „Ich habe dich lieb und will dich heiraten." Wenn das Mädchen will, dann sagt sie zuerst: „Du mußt warten." Dann geht sie zu ihren Eltern und fragt sie, ob sie schon gehört haben, daß der Junge mit ihr gesprochen habe. Dann fragen die Eltern, ob das Mädchen sich mit dem Manne verheiraten will. Wenn das Mädchen sagt: „Ja“, dann sagen die Eltern: „Er hat dich gewollt, er hat gesehen, daß du gut und fleißig bist, ihr könnt heiraten.“ Wenn aber der junge Mann sich die Sache überlegt und sein Wort zurücknimmt, dann geht das Mädchen nochmals zu ihren Eltern und der Junge zu den seinen. Die sagen: „Ihr habt es so gewollt, da kann man nichts machen.“ Falls aber das Mädchen endgültig ihre Zustimmung gibt, dann bringt der Junge allerhand kleine Geschenke und gibt sie seiner Braut, die sie ihren Eltern bringt. Die Schwiegereltern müssen nunmehr ihrerseits Geschenke machen. Mit dem Wechsel der Geschenke gilt die Ehe legaliter als geschlossen.

Die Jagdprobe, die Passarge[1] und andere beschreiben, ist nicht die Regel. Manche eitle Mädchen verlangen sie, und manchmal machen es auch die Jungen freiwillig, um Konkurrenten auszustechen. Diese Jagdprobe vollzieht sich dann folgender Art. Der Junge geht ohne Waffen auf die Jagd und hetzt ein Wild (in der Regel einen Gemsbock), bis er müde ist und treibt ihn dann in die Nähe der Hütte seiner Auserwählten. Das Hetzen einer solchen Großantilope ist nicht so schwierig, wie es aussieht. Diese Wiederkäuer werden nämlich von schweren Krämpfen befallen, wenn man ihnen nicht Zeit läßt, sich zum Wiederkauen niederzulassen. Das Hetzen einer solchen Großantilope läuft also letzten Endes auf ein langdauerndes Beunruhigen hinaus. Dann ruft er die Leute und bittet sie um Waffen. Alle springen auf und auch das Mädchen steht auf und sieht, wie ihre Leute mit den Spießen laufen. Der Jäger tötet das Wild vor ihren Augen. Dann bringen sie das Fleisch heran und kochen, das Mädchen aber sagt: „Das ist ein tapferer Jäger, den will ich heiraten.“ Nun kommt es aber nicht selten vor, daß ein junger Mann fernab von seinen Angehörigen heiratet, ohne daß er seine Eltern um Zustimmung gefragt hatte, dann muß die junge Frau zunächst bei ihren Eltern bleiben, der Ehemann kehrt in die Heimat zurück und meldet es seinen Eltern. Die sagen: „Wie kannst du das machen, wenn wir nicht wissen, ob es gut wird?“ Der Ehemann aber sagt: „Ich habe es schon gemacht und sage es euch bloß.“ Da antworten die Eltern dann: „Nun, es ist gut.“ Da kehrt dann der Ehemann zu seiner jungen Frau bzw. deren Sippe zurück und bringt die Frau samt dem Kind zur eigenen Sippe, wo sie aufgenommen werden. Nach Vedder (Tsumeb) schickt der junge Mann dem Vater des Mädchens seiner Wahl ein Stück Wild durch einen Boten. Nimmt der Vater das Wild an, so gilt die Verlobung für geschlossen. Sobald der Junge in die Werft seines Schwiegervaters übersiedelt, gilt die Ehe für geschlossen. Er muß für diesen ein Jahr lang arbeiten und alle Jagdbeute abliefern, darf aber die Hütte seiner Schwiegereltern nicht betreten. Ist das erste Kind geboren, so zieht er mit Frau und Kind zu seiner Sippe.

v. Zastrow und Vedder[2] berichten über die Eheschließung:

> „Es wird ausgiebig getanzt. Die Tiertänze haben durchgehend einen erotischen Zug. In einem der ersten Tänze tritt der Bräutigam als Bulle irgendeiner Tierart auf, die beiden Sippen besonders schätzenswert erschienen ist. Er befindet sich in der Reihe der tanzenden Männer. Ihnen gegenüber haben in langer Reihe die Frauen Aufstellung genommen, die den Tanz mit Stampfen, Singen und Klatschen in die Hände begleiten. Unter ihnen steht die Braut. Sie ist durch nichts von den anderen Frauen und Mädchen ausgezeichnet. Nach einigen Wendungen tritt der Bräutigam aus der Reihe der Männer hervor, geht tanzend auf die Braut zu, erfaßt sie und geht tanzend wieder zurück. Daraufhin geht aus der Reihe der Frauen die Braut händeklatschend, stampfend und singend auf den Bräutigam zu, ohne ihn zu berühren, wendet sich zurück, indem ihr Gesicht dem Bräutigam zugewandt bleibt, und tritt wieder in die Reihe der Tänzerinnen ein. Damit ist die äußere Formalität der Eheschließung vor vielen Zeugen zum Abschluß gekommen.
>
> Es ist aber die Pflicht des jungen Mannes, ein Jahr lang die väterliche Sippe zu verlassen und für seine Schwiegereltern zu arbeiten. Das bedeutet für ihn, daß er jede Jagdbeute, deren er habhaft wird, hinter der Hütte seiner Schwiegermutter niederlegt. Natürlich erhält auch er bei der Fleischverteilung sein Stück. Aber er gilt noch nicht als eigentlicher Versorger seiner jungen Frau, die nach wie vor ihren Fleischanteil an der Jagdbeute von der Schwiegermutter erhält, daneben aber für sich und für ihren Mann Feldkost sucht.
>
> Der Mann als Jäger ißt nur das Fleisch des Rumpfes. Den Frauen und Kindern aber stehen die Beine und Eingeweide zu. Gewisse Teile läßt man von den Kindern nicht essen; so z. B. darf ein Kind das Herz eines Schakals nicht essen. Das Kind würde dadurch zwar nicht krank werden. Da aber der Schakal sehr furchtsam ist, würde das Kind in einem solchen Fall auch furchtsam werden.

---

[1] Passarge, Die Buschmänner der Kalahari. 1907.

[2] v. Zastrow und Vedder, Die Buschmänner, l. c. S. 417 in Schultze-Ewerth: Das Eingeborenenrecht Bd. II.

> Nachdem das erste Jahr der Ehe mit seiner Dienstpflicht um ist, folgt die junge Frau ihrem Manne zur Werft, wo der Vater oder die Sippe des Mannes wohnt.
>
> Ist das Kind so schwächlich, daß es wahrscheinlich nicht aufgezogen werden kann, oder hat es einen körperlichen Fehler, so wird es am gleichen Tage mit oder ohne Einwilligung des Vaters und der Mutter lebendig begraben.
>
> Der Name des Kindes wird vom Vater gegeben. Dies geschieht wenige Tage nach der Geburt. Der Vater speit auf die Brust des Kindes und ruft es dabei an. Andere benetzen es mit Wasser aus einer Quelle. Der Gebrauch des Speichels ist ohne Zweifel ursprünglich, nicht etwa Ersatz für Quellwasser."

Dem neugeborenen Kinde gibt der Vater einen Namen. Die Jungen bekommen meist Tiernamen, häufig den des Großvaters, die Mädchen Pflanzennamen. Albinos sind bei den von mir besuchten !Kungstämmen unbekannt, doch soll eine Horde von Buschmännern mit roten Augen im östlichen Sandfelde in der Gegend des Dussidum leben. Zwillinge habe ich nicht gesehen, sie werden wohl beseitigt. Die Kinder werden lange gestillt, ältere Säuglinge lernen mit den Fingern die Milch aus der Brust herausdrücken oder ziehen mit den Zähnen an den lederharten Warzen. Die Behauptung anderer Reisender, daß die Buschweiber ihre Kinder töten, wenn sie zur Welt kommen, ehe das frühere abgestillt ist, trifft für die von mir besuchten Sippen angeblich nicht zu. Dagegen berichtet Vedder[1]:

> „Noch eines anderen Brauches muß ich Erwähnung tun, der ebenfalls sehr dazu beiträgt und in vorgeschichtlicher Zeit dazu beigetragen haben mag, daß die Buschmänner so wenig zahlreich sind. Die Sitte gebietet, daß ein Kind, das geboren wird, während das ältere Kind derselben Mutter noch nicht dreijährig ist, lebendig begraben wird. Das ist eine grausame Sitte. Ich sprach darüber mit einem reinrassigen Buschmann. Meine Vorhaltungen leuchteten ihm nicht im geringsten ein. Er führte aus: ‚Wir Buschmänner sind arme Leute. Wir haben keine Ziegen und haben keine Kühe, um unseren Kindern Milch geben zu können. Wenn nun das Weib innerhalb eines Zeitraumes von drei Jahren zwei Kinder zur Welt bringt, so wissen wir nicht, wovon das ältere Kind leben soll, wenn das neugeborene Kind die Muttermilch verbraucht. Von der harten Feldkost kann es nicht leben und vom zähen Fleisch auch nicht. Die Zähne sind noch nicht stark genug. Ließen wir das neugeborene Kind am Leben, so müßte das ältere Kind zugrunde gehen. Uns bleibt nur die Wahl, eines der Kinder zu töten, damit eins am Leben bleiben kann.' Die Darlegung leuchtet ohne weiteres ein. Dazu kommt, daß die Buschmannmütter ihre mütterlichen Triebe verlieren, wenn sie sehen, daß ein Kind nicht gedeiht. Ich sah ein halbjähriges Buschmannkind, eine wahre Jammergestalt. Die Mutter hatte für ihr Kind nicht genügend Nahrung. Meine Frau erbot sich, dem Kinde die Flasche zu geben. Der Vorschlag wurde mit Freuden aufgenommen. Einige Tage wurde das Kind zur festgesetzten Zeit gebracht. Es nahm die Flasche gern. Dann aber fühlte sich die Mutter in ihrer Freiheit beschränkt. Sie mußte ja um des Kindes willen in der Nähe des Hauses bleiben. An Nahrung fehlte es ihr in keiner Weise. Ich sorgte für sie. Aber das Verlangen nach Feldkost war zu groß. So wurde das Kind nur morgens und abends gebracht und erhielt seine Mahlzeit. Eine in die Augen fallende Besserung ließ sich natürlich nicht wahrnehmen. Bei einer günstigen Gelegenheit verschwand daher die Mutter, und als sie wieder erschien, war sie ohne Kind. Sie hatte es mit ihren Freundinnen lebendig begraben."

So hoffnungslos, wie Vedder die Dinge hier darstellt, sind sie nun gewiß nicht immer, denn erstens bekommen die Kinder schon in sehr frühem Alter vorgekauten Feldkostbrei und dann helfen sich auch die Frauen der Sippe beim Stillen gegenseitig aus. Der Säugling hält sich tagsüber im Rückenfell der Mutter auf, nachts schlafen die Kindlein an der Brust der Mutter, und zwar liegt das Kleinste unmittelbar an der Brust, während sich die anderen in der kalten Zeit um die Beine der Mutter lagern. Die Kinder werden von frühester Jugend an belehrt, die Alten zu ehren und niemandem etwas zu nehmen. Den Jungen schnitzt der Vater bald Bogen und Pfeil, den Mädchen einen kleinen Grabstock. Den kleinen Kindern sagt man nichts, wenn sie Dinge nehmen, die ihnen nicht gehören, erhält aber der Junge einmal einen Bogen, dann darf er Bogen und Pfeile von niemand anderem mehr berühren, sonst setzt es Prügel. Die Jungen haben eine große Angst vor den Frauen. Die größeren Jungen halten sich dann in Gesellschaft beisammen und machen auf Kleinwild Jagd oder sie begleiten die Erwachsenen bei der Großwildjagd.

Die Ehe ist absolut untrennbar. Es ist auch eine Trennung gar nicht möglich, denn außerhalb des Sippenverbandes würde die Frau in der Wildnis zugrunde gehen. Soweit ich gesehen habe, ist das Verhältnis zwischen den Ehegatten im allgemeinen sehr gut, und die Männer sind nicht selten stark unter dem Einfluß ihrer Frauen. Es kommt so gut wie nie vor, daß ein Mann seine Frau schlägt. Monogamie ist die Regel. Ich kenne einen einzigen Fall, wo ein Mann zwei Schwestern zu Frauen hatte. Freilich zwingen bestimmte Ehegesetze oft die Männer, bedeutend ältere Mädchen zu heiraten. Es ist daher begreiflich, daß dann oft der Wunsch nach einer jüngeren Lebensgefährtin entsteht. Dazu ist jedoch die Zustimmung der ersten Frau unbedingt notwendig. Darum sagt man auch: „Wer eine gute Frau hat, kann mehrere Frauen haben, wer eine böse hat, muß mit ihr allein zufrieden sein.“ Die Buschmänner kennen keine Vorbeugungsmittel gegen Schwangerschaft und sehr bald nach der Ehe befindet sich auch die junge Frau schon in anderen Umständen. Der Ehemann und die Schwägerinnen müssen darauf sehen, daß sie keine saueren Feldfrüchte, nichts Süßes und auch kein fettes Fleisch ißt. Niemand darf hinter dem Rücken der Schwangeren vorbeigehen, beim Feuer soll kein Topf aufgestellt werden, bevor die Frau mit dem Ruß des Topfes eingerieben ist; sie soll nicht herumsitzen, wo die anderen Leute sind, sondern sich abseits halten. Wenn die Geburt herannaht, dann muß sie über die Beine ihres Ehemannes steigen, der sich in Einschnitte der Waden Medizin eingerieben hat. Fühlt die Frau, daß die Wehen beginnen, dann geht sie allein in den Busch und sucht Feldkost. Sie soll sich dann nicht niedersetzen, weil das schädlich für die Geburt wäre. Dann rupft sie Gras aus, macht sich unter einem Baum ein Lager, legt ihre Feldkosttasche beiseite und gebärt das Kind, während sie sich in hockender Stellung befindet und sich mit den Händen an einen Ast anklammert. Dann nimmt sie das Kind, nabelt es selbst ab, packt es in ihren Feldkostbeutel und geht damit nach Hause. Die Abnabelung wird immer mit einem Quarzmesser vorgenommen (wie bei den Dama). Die Nabelschnur (!nm) wird vergraben. So handeln aber nur Frauen, die keine Angst haben und die schon ein Kind geboren haben. Die Erstgebärenden, welche Angst haben, gehen aber nicht aufs Feld hinaus, sondern bleiben zu Hause. Sobald die Wehen beginnen, weinen sie und gehen heraus, setzen sich nieder und stehen wieder auf. Ältere Frauen aus der Sippe begleiten sie und schließlich wird in deren Anwesenheit das Kind innerhalb der Hütte geboren. Die Männer dürfen nicht dabei sein. Auch die Kinder dürfen nicht zusehen, und wenn sie sich neugierig heranschleichen, werden sie verprügelt. Treten Schwierigkeiten ein, so massiert man den Unterleib. v. Zastrow und Vedder[1] berichten weiter:

---

[1] Zur Vorgeschichte der eingeborenen Völkerschaften von Südwestafrika. I. Die Buschmänner von V. Vedder, aus: Journal of the Sout West Africa Scientific Society, Vol. I, p. 10, 1925—1926, Windhuk 1927. — Vgl. auch v. Zastrow und H. Vedder, l. c., S. 414.

> „Es ist aber durchaus gegen die Ordnung, der Schwangeren durch Worte oder Handlungen etwas zuzufügen, das sie böse machen könnte. Ihr böser Blick ist in dieser Zeit besonders gefährlich; ihr böses Wort oder gar ihr Fluch wirkt noch schlimmer. Geschwüre, Krankheit, Siechtum, Tod sind die Folgen des bösen Blickes oder des Fluches einer Schwangeren.
>
> Es ist Brauch, erst dann mit einem Instrument die Nabelschnur abzuschneiden, wenn das Blut nicht mehr pulsiert. Der Nabel wird nicht abgebunden. Die Nachgeburt muß sorgfältig und heimlich vergraben werden. Das Leben des Kindes käme in große Gefahr, wenn ein Tier sie fände, oder wenn gar ein gefürchteter Zauberer sich Stückchen davon aneignen könnte.“

Sobald die Mädchen die erste Menstruation (/n)[2] bekommen, findet eine Festlichkeit statt, über deren Details ich bei diesem Stamm nichts erfahren konnte. Dabei tanzen die Frauen, klatschen in die Hände und singen: „giriri, giriri, giriri, uhu, giriri uhu usw.“

Männer dürfen bei diesem Fest nicht anwesend sein. Bei einer den !Kung benachbarten Hei//om-Horde werden bei diesem Feste nach allen Richtungen Geister angerufen, damit das Mädchen, wenn es erwachsen ist, überall Feldkost findet.

Das Vorhandensein einer eigenen Jünglingsweihe wird geleugnet[3]. Es findet lediglich eine Art Prüfung statt, ein älterer Mann geht mit dem oder den Kandidaten auf die Jagd. Der Kandidat muß ein Stück Großwild unter Aufsicht der Alten zur Strecke bringen. Dieses geschossene Wild wird dann zum heiligen Feuer, an welchem die Alten sitzen, gebracht. Der junge Mann darf davon nichts essen, nur die Suppe darf er trinken. Mit dieser wird er auch eingerieben. Von jetzt an gilt er als Erwachsener, heiratsfähiger Mann, seine Eltern fragen ihn, ob er nicht schon heiraten will. Oft sagt der Junge aber: „Ich bin noch schwach und weiß nicht, ob ich sie gut pflegen kann.“ Dann lassen ihn die Eltern so lange warten, bis er selbst heiraten will. v. Zastrow und Vedder (S. 415) berichten über die Jugendweihe:

---

[1] v. Zastrow und Vedder, Die Buschmänner. S. 412, 413.

[2] Weibliches Genitale (/n-i).

[3] In diesem Punkte wurde ich entweder nicht verstanden oder angelogen.

„Hier wird den Burschen gesagt, in welcher Weise sie sich zu verhalten haben, wenn sie ausgehen, um eine Frau zu suchen. Wie sie sich einer Schwiegermutter gegenüber betragen müssen. Sich am Abend nur neben ein erwachsenes Mädchen zu setzen, ist gleichbedeutend mit einem Heiratsantrag, auch wenn kein Wort gesprochen wird. Eine Schwiegermutter darf unter keinen Umständen angesehen werden. Im Busch werden auch Tiertänze eingeübt, wie sie später bei fröhlichen Festen, aber auch in Zeiten der Not von den Männern aufgeführt werden. Hier erhält endlich der junge Buschmann das Stammeszeichen, das in einigen Hauteinschnitten auf der Wange unterhalb der Schläfe besteht. Jeder Stamm hat eine bestimmte Anzahl von Hauteinschnitten. Um diese nach der Verheilung noch deutlich hervortreten zu lassen, wird in die Einschnitte pulverisierte Kohle gestreut. Dadurch erscheint später das Stammesabzeichen als schwarzer Strich auf der gelben Haut.

Nichts liegt im Wege, bei dieser Feier dem angehenden Jäger noch ein anderes Zeichen beizubringen, nämlich die Jagdimpfe. Es muß dies aber ein Mann tun, der über besondere Kräfte und Kenntnisse verfügt. Um nämlich das Auge des angehenden Jägers für das Wild überhaupt und für bestimmtes Wild insonderheit zu schärfen, ist es nötig, daß ihm zwischen den Augen über der Nasenwurzel ein tiefer Einschnitt gemacht wird, in den die kundige Hand des Operateurs ein Pulver streut, das aus getrockneten und pulverisierten Körperteilen von allerlei Wild besteht.

Die Impfung kann später öfter wiederholt werden, wenn der Jäger kein Jagdglück hat.

Wer das Stammeszeichen erhalten hat, gilt nunmehr als Busch‚mann', kann sich Bogen und Pfeile anfertigen, wie die Alten besitzen, und mit ihnen zur Jagd gehen. Es steht ihm auch der Weg zur Gründung einer Familie offen."

Es kommt so gut wie niemals vor, daß ein Buschmann unverheiratet bleibt. Die Eheschließung findet schon in noch jungen Jahren statt. Das Alter, welches die Buschmänner erreichen, ist nicht hoch. Es gibt relativ wenig alte Leute unter ihnen. Manche von ihnen erreichen allerdings ein sehr hohes Alter. Die Kinder müssen auch, wenn sie schon erwachsen und verheiratet sind, den Eltern gehorchen.

Die Buschmänner stellten mit Entrüstung in Abrede, daß sie die Alten töten oder im Busch aussetzen; wenn jemand alt, schwach oder krank ist, dann wandert man eben langsamer oder läßt den Kranken unter Begleitung zurück. Meine Gewährsmänner berichteten mir wohl, daß es in schweren Durstzeiten vorgekommen sei, daß man nicht nur Alte, sondern auch Frauen und Kinder, die nicht weiterkonnten, zurückließ. Aber das geschah nur in der Verzweiflung, weil man den Halbverdursteten ohnehin nicht helfen konnte und ein Aufenthalt den Untergang der ganzen Sippe herbeigeführt hätte. Sobald jemand gestorben ist, kommen alle Frauen und Mädchen zusammen, setzen sich um die Leiche und weinen. Gesungen wird nicht dabei. Dann gehen einige Männer und werfen im Busch ein Grab aus, kappen sodann mittelgroße Hölzer ab und legen diese als Unterlage auf den Boden des Grabes. Darauf wird dann das Heu ausgebreitet, auf welchem der Verstorbene zuletzt gelegen hat. Sodann bringen alle die Leiche zu Grabe und bestatten dieselbe als liegenden Hocker mit dem Rücken gegen Sonnenaufgang. Jeder Verwandte muß etwas Glasperlen und Schmuck hergeben, wenn der Verstorbene eine Frau ist. Dieser Schmuck wird der Toten um den Hals gelegt. Die Leiche wird mit grünem Parfümpulver und Ocker eingerieben und in ihre Felle und Decken eingehüllt. Auf das geschlossene Grab werden entweder Dornbüsche geworfen oder es wird im Sande eine viereckige Rinne rund um das Grab gezogen, und in die Rinne werden Pfähle eingerammt, so daß ein Zaun entsteht. Das Grab liegt jetzt in der Mitte der Umzäunung wie der Lebende in der Mitte seiner Hütte. In der Gegend des Kopfes wird ein Topf mit Wasser und etwas Nahrung hingestellt. Verstorbenen Männern werden Bogen, Pfeile und ihre Jagdtasche auf die Brust gelegt. Kindern gibt man ihren Miniaturbogen mit. Die Buschmänner sagen, daß sie Bogen und Pfeil nicht deswegen ins Grab mitgeben, weil der Verstorbene sie im Jenseits zur Jagd braucht, sondern weil man die Sachen des Verstorbenen, den man geliebt hat, nicht weiter verwenden will. Nach Vedder[1] werden die Toten der Buschmänner in Hockerstellung zusammengebunden und unter Termitenhügeln bestattet.

„Die Leiche wird gewöhnlich so hinabgelassen, daß sie von einem im Grabe stehenden Manne empfangen wird. Außer denen, die die Leiche bringen und das Grab graben, geht niemand mit zur Beerdigung. Die Leiche wird entweder in Hockerstellung oder in Hockerlage beerdigt. Bei der Hockerstellung wird das Gesicht nach Osten gerichtet und die Ellenbogen ruhen auf den Knien, während sich die Hände an beiden Seiten des Kopfes befinden. Bei der Hockerlage wird die Leiche auf die linke Seite gelegt. Die linke Hand liegt, wie bei einem Schlafenden, unter dem Kopfe. Das Gesicht sieht ebenfalls nach Osten.

---

[1] v. Zastrow und Vedder, Die Buschleute, S. 420, 421.

Gefürchtete Männer, nicht Frauen, etwa Zauberer, die einen verderblichen Einfluß hatten, und andere, die man im Leben fürchten mußte, werden vor der Beerdigung in der angegebenen Hockerstellung mit Riemen aus Wildfell fest zusammengeschnürt, sodann wird ihnen in manchen Fällen noch das Rückgrat mit einem Stein oder Beil zerschlagen, wodurch der Kopf sich noch tiefer neigen und zwischen die Knie bringen läßt. So zusammengeschnürt werden sie in eine Erdspalte, in das Loch eines Erdschweines, in eine kleine Höhle geworfen."

8. DIE JAGD

Es ist bekannt, daß dort, wo die Buschmänner mehr oder weniger ungestört sind, jede Sippe ihr genau umgrenztes Jagdgebiet hat. **Vedder** glaubt, daß die Gravierungen von Wildspuren alte Grenzen anzeigen und desgleichen auch die Steinhügel, die gewöhnlich als Heisebgräber bezeichnet werden. Wie dem auch sei, es erhebt sich die Frage, wer denn eigentlich diese Grenzen festgesetzt hat. Meine Gewährsleute sagten einstimmig, die Einteilung stamme noch aus der Zeit, wo die Buschmänner noch einen Oberkapitän hatten. Es scheint aber auch jetzt noch irgendeine Instanz zu geben, denn im Buschfeld sind ja die Grenzlinien nach bestimmten Bäumen gezogen, die ja im allgemeinen keine allzu lange Lebensdauer besitzen. Innerhalb ihres Jagdrevieres ziehen die Buschmänner hin und her. Nun kommt es vor, daß ein junger Jäger die Grenzen nicht genau kennt, oder daß das angeschossene Wild die Grenze überschreitet. In diesem Falle muß der Jäger zu der Sippe gehen, der dieses Gebiet gehört und kehrt dann mit Männern derselben zu der Jagdbeute zurück. Dann wird das Tier sorgfältig in der Medianlinie geteilt, der Jäger erhält die Hälfte und die Hälfte die Eigentümer. Trotzdem gibt es oft Streit, weil manche Organe, wie etwa das Herz, die Leber usw. nur einmal vorhanden sind. Diese Verhältnisse bestehen allerdings nur innerhalb der Gruppe der Ost-!Kung. Ein Hei//om oder ein Nord-!Kung, der in fremdem Stammesgebiet auf der Jagd angetroffen wird, wird als Feind angesehen. Die Jagd der Knaben beschränkt sich auf Eidechsen, Baumratten und andere Nager. Benutzt wird gewöhnlich der Vogelpfeil, welcher aus einem Stück Holz geschnitzt ist, doch haben im Gegensatz zu den Owambo hier schon die älteren Knaben Giftpfeile. Jung und alt obliegt mit Eifer der Vogeljagd; insbesondere der Jagd auf Perlhühner, Sandhühner, Rakelhühner und dem Pau, soweit dieser in dem Gebiete vorkommt. Diese Hühner und kleine Buschböckchen sind die Hauptfleischnahrung der Eingeborenen. Das Waldgebiet der Ost-!Kung ist arm an Großwild. Zebras fehlen so gut wie ganz, ebenso Wildebeester; die Giraffe ist sehr selten. Relativ häufiger sind das Eland, Kudu, Hartebest und besonders der Gemsbock. Treibjagden werden veranstaltet, um Elefanten oder Nashörner zu jagen. Zunächst wird der Elefant von der Herde abgetrieben. Sobald man ihn in der Enge hat, springt ein Buschmann nach dem anderen vor und wirft den Speer. Man kann jedoch auch mit dem Giftpfeil den Elefanten jagen; seine Haut hat an den Vorderbeinen einige dünnere Stellen, und dort plaziert der Schütze soviel Pfeile als möglich. Der Elefant stirbt nicht, er wird bloß krank. Der Jäger eilt nach Hause und holt andere Männer, die dann mit den Speeren den Elefanten suchen gehen. Fallgruben mit einem spitzen Pflock darin werden in der Nähe der Wasserstellen gemacht. Mit Fallgruben jagen die Buschmänner am Okawango auch das Flußpferd. Die Ost-!Kung behaupten, daß in uralter Zeit auch in ihrem Lande Flußpferde vorgekommen seien. Die Schlingenfalle wird in verschiedenen Größen gemacht. Speziell der Strauß wird gewöhnlich in solchen Schlingenfallen gefangen, die man mit einem Stück von der Sonne gebleichter Knochen beschickt. Auch kleine Katzen u. dgl. werden mit der Falle gefangen. Auf die Wechsel der Buschböcke stellt man sie ebenfalls. Schakale u. dgl. fängt man, indem man ihnen beim Herauskommen aus ihrem Bau auflauert und sie dann mit dem Kirri erschlägt.

Termiten werden auf zweierlei Weise erbeutet. Bei den hohen Termitenhügeln werden nächtlicherweile Löcher gegraben, und diese Löcher werden mit Holzfackeln beleuchtet. Man legt auf den Boden des Loches ein Fell, und bald sind so viele Termiten darauf, daß man das Fell nach Hause tragen kann. Die zweite Methode wird beim Fang jener Termiten benützt, die keine oberirdischen Bauten haben, sondern unmittelbar unter der Oberfläche ein Netz horizontal verlaufender Gänge. Man macht dann ein Loch, das tiefer ist als die Gänge, und die Termiten fallen dann, wenn sie erschreckt auf ihren horizontalen Wegen hin und her laufen, hinein. Diese Sorte von Termiten dient den Regendoktoren auch als Wetterprophet. Ist ein Regenjahr in Aussicht, so bauen sie die meisten nach oben gelegenen Öffnungen zu. Der Löwe wurde nicht gejagt. In alten Zeiten haben nur die alten Leute das Großwild gegessen. Raubtierfleisch ist allen Kindern verboten, dagegen besteht kein Verbot, den Hasen zu essen.

Natürlich sind die Buschmänner sehr darauf bedacht, sich des Jagdglückes zu versichern. Das Jagdglück bringt !Khu, der große Kapitän, selbst. Er befiehlt dem obersten //Gauab (/Nawa), den Pfeil zu lenken. Die Doktoren bitten immer den großen Kapitän, er möge Jagdglück schicken, aber sie haben hierfür keine bestimmte Formel. Sie tun das „still für sich". Ein alter Prospektor erzählte mir in Kalkfeld, er habe bei den !Kungbuschleuten folgendes gesehen: „Bevor sie auf die Jagd gehen, zeichnen sie den Umriß des Tieres in den Sand und unter allerhand Zeremonien schießen sie einen Pfeil auf die Zeichnung. Dort, wo die Figur getroffen wurde, wird auch das Wild getroffen werden."

Den Verlauf einer Kudujagd, wie sie mir ein Buschmann beschrieb, gebe ich nun nach seinen Angaben ziemlich wörtlich wieder: „Wenn ich eine Kuduspur gefunden habe, dann gehen wir ganz still auf ihr, und wenn wir den Platz gefunden haben, wo das Kudu gesessen hat, dann muß man ganz vorsichtig sein. Einer geht voran und die anderen folgen. Wenn ich nun das Kudu stehen sehe, dann nehme ich den Giftpfeil heraus und schieße. Dann sehe ich weiter, was das Kudu macht oder schieße noch einmal, dann folge ich ihm, um zu sehen, ob der Pfeil herausfällt; ist der Pfeil herausgefallen, dann nehme ich ihn und sehe, wie tief er in das Kudu eingedrungen ist. Dann muß ich zurückgehen zu den anderen Jägern und genau sagen, wie alles war. Dann gehen wir nach Hause. Man darf dem Kudu nicht nachlaufen, sondern muß es allein lassen. Der geschossen hat, muß gleich nach Hause gehen und darf nicht reden, nicht essen und nicht trinken, denn wenn der Schütze mit anderen spricht, wird man das Kudu lange nicht finden, und wenn er Wasser trinkt, wird das Gift wäßrig und kann nicht wirken, und wenn er ißt, wird das Kudu sitzenbleiben und das Gift wird nicht gut wirken. Am anderen Morgen ganz zeitig früh müssen wir auf die Spur gehen. Das Kudu ist schon tot. Die Leute tragen das Fleisch nach Hause. Dann wird es zum Sochafeuer gelegt. Man muß dem //Gauab etwas von dem Fleische geben. Wer das nicht tut, den wird der //Gauab mit schwerer Krankheit strafen, und die Leute werden sagen: „Das ist recht, der //Gauab hat ihm das Wild geschenkt, warum gibt er selbst nichts für //Gauab." Hier handelt es sich also um ein richtiges Primitialopfer.

Interessant ist die Erkundung, daß die Ogowe an verschiedenen Wasserstellen Pfeile mit der vergifteten Spitze nach oben an schattigen Plätzen, die vom Wilde mit Vorliebe als Lagerstellen benützt werden, in den Sand graben und durch bestimmte Zeichen, wie Verknotung der Halme hochstehender Gräser usw. Warnungszeichen aufstellen (v. Zastrow und Vedder).

Wenn eine Buschmannhorde heute im Jahre ein halbes Dutzend Großantilopen erjagen kann, darf sie vom Glück reden.

Häufig wird auch das Stachelschwein gejagt, das Schuppentier und gelegentlich das sehr häufige, aber schwer zu erlangende fette Erdferkel. Affen sind sehr selten; dagegen bilden Baumratten eine gern gewünschte Zugabe zur Nahrung. Der Strauß ist im offenen Gelände nicht selten, und Straußeneier werden sehr gesucht. Gelegentlich mag noch eine Riesenschlange, die wie ein fetter Fisch schmeckt, oder ein Leguan den Küchenzettel ergänzen.

Unter den Tieren, welche dem Menschen in irgendeiner Art gefährlich werden, sind besonders die Löwen zu nennen, die in großer Zahl vorkommen, aber sich selten an einem Platze lange aufhalten. Ihnen fallen besonders im Norden eine ganze Anzahl Buschmänner zum Opfer. Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale werden nicht gejagt und nicht gegessen, ebensowenig Raubvögel. Der Genuß des Leopardenfleisches ruft Fieber und Ekzeme hervor, während der des Raubvogelfleisches vorübergehende Erblindung und Krankheitssymptome erzeugt, die denen einer akuten Wurstvergiftung ähnlich sind.

Giftschlangen werden nicht gegessen; sie sind auch viel seltener als in den steinigen Gebieten der Mitte und des Südens und bilden keine nennenswerte Gefahr.

Unter den gefährlichen Insekten steht natürlich die Anopheles an erster Stelle, die während der

9

Regenzeit in ungeheuren Mengen vorkommt. An manchen Stellen sind kleine rotbraune Zecken häufig. Die Glossina scheint zu fehlen; ich habe dahingehörige Tiere nur in den Kunenesümpfen angetroffen. Unter den menschlichen Parasiten sind Wanzen und Flöhe so gut wie unbekannt, dagegen Läuse außerordentlich häufig, ohne daß sie von ihren Besitzern besonders beachtet werden.

9. DIE WASSERVERSORGUNG

Die Wasserversorgung spielt während der trockenen Zeit eine entscheidende Rolle. Jeder Buschmann trägt in seinem Köcher die beiden Rohre aus Gras für den sogenannten Buschmannbrunnen mit sich. Es ist nun aber keineswegs richtig, daß die Buschmänner immer und überall auf diese Weise Wasser gewinnen können. Nur an solchen Stellen, wo noch etwas Feuchtigkeit sichtbar ist, wird die Erde mit dem Grabstock aufgelockert und dann das Rohr, welches durch ein Ineinanderstecken der Teile doch über einen Meter lang wird, in der Erde versenkt. Wie die nebenstehende Figur zeigt, arbeitet der Buschmann dabei nicht so, daß er das Abflußrohr und das Saugrohr gleichzeitig im Mund hält. Die dahingehenden Darstellungen dürften überhaupt falsch sein, vielmehr hat der Buschmann das Saugrohr im rechten Mundwinkel, und sobald er den Mund voll Wasser hat, läßt er das Wasser in die geschlossene linke Hohlhand fließen, und in dieser steckt das Abflußrohr. Das so gewonnene Wasser ist natürlich vollkommen mit Speichel verunreinigt. Es kann nicht längere Zeit aufbewahrt werden.

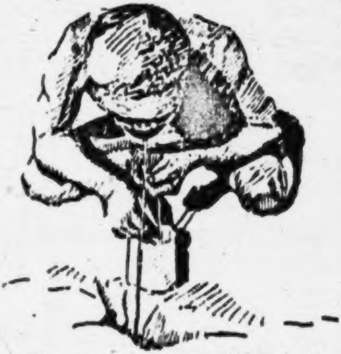


Fig. 1. !Kung beim Buschmannbrunnen.

Wasserreservoirs sind auch die wenigen Affenbrotbäume, die in ihrem Innern Wasserpfützen enthalten. Eine kunstvolle Methode wird im Sandfeld angewendet. Eine Palme wird in der mittleren Höhe des Stammes angebohrt, dann das Palmmark, soweit es geht, herausgekratzt und die Öffnung dann sorgfältig verstopft. Das aus der Wurzel aufsteigende Wasser sammelt sich in dieser Höhle und hat einen guten Geschmack.

Unter den durststillenden Wurzeln wurde mir besonders die einer Liane (!góa) genannt.

Über andere wasserhaltige Bäume berichtet F. Seiner:

„Die wasserhaltigen Bäume sind stets zwei- oder mehrstämmig, und der Sitz des Wassers ist oben an der Gabelungsstelle zu suchen. Zeigt der Sattel, den die Äste an ihrer Vereinigungsstelle bilden, ein Loch, so ist im angrenzenden Stammteile ein Hohlraum herausgewittert, der unter Umständen bis 60 Liter Wasser fassen kann. Man gewinnt das Wasser, indem man nach Buschmannart ein kleines Bündel trockenen Grases oder noch besser ein Taschentuch an die Spitze eines Stockes bindet und diesen in die Höhlung einführt. Zieht man ihn wieder heraus, so träufelt das Wasser vom vollgesogenen Bündel oder Tuch, das über einen Becher herausgepreßt wird.

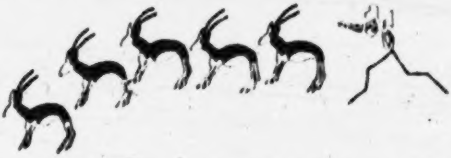


Fig. 2. //Gauab treibt das Wild den Jägern zu (aus Kühn und Obermaier: „Buschmannkunst“).

Die wichtigsten Wasserwurzeln sind die Asclepiadacee Fockea damarana Schltr. (Ekoe) sowie die Leguminose Dolichos Seineri Harms (Eona) und die Convolvulacee Ipomoea Seineri Pilger (Eawa); die riesigen Knollen der beiden letzteren können bis 150 kg schwer werden. Ungleich wichtiger als diese ‚Wasserwurzeln' ist für die Eingeborenen die Cucurbitacee Citrullus naudinianus Hook. (Orura der Herero, Gab der Hottentotten), ohne deren massenhaft vorkommende, größtenteils genießbare, saftreiche Kürbisse in der Trockenzeit der größte Teil der Mittel-Kalahari selbst für die Buschleute unpassierbar wäre."

Ferner F. Galton[1]:

„In der Praxis ist, wenn man sich nach Wasser umsieht, das erste Zeichen, welches Hoffnung gibt, ein Flug Perlhühner, dann, der Weise des Landes folgend, wird jeder Baum sorgfältig geprüft, bis man einen Papagei sieht, was, weil der Vogel gern auf den allerobersten Zweigen sitzt, ein sogar in großer Entfernung sichtbarer Gegenstand ist. Ein Papagei ist selten weiter als eine halbe Stunde vom Wasser entfernt, und Pavians sind es auch nicht. Wenn man mit scharfer Beobachtung fortfährt und eine wahrscheinliche Richtung nimmt, sieht man Tauben herumfliegen, dann werden kleine Vögel in allen Gebüschen gefunden, und sie sind dicht dabei."

10. DIE FELDKOST

Wie der //Gauab den Jäger auf seiner Jagd begleitet, so ist er auch der Gefährte der Frauen, die Feldkost suchen gehen. Wenn der //Gauab an einer Frau Freude hat, dann bricht er einem Wild die Knochen, daß es umkommt, und führt die Frau zu dem Platze hin, wo es liegt. Ist aber der //Gauab einer Frau ungnädig, so daß sie keine Feldkost findet, dann wird die Frau böse, steht zeitig in der Früh auf, beschimpft den //Gauab, dann nimmt sie Medizin und wäscht sich das Gesicht, damit sie der //Gauab nicht wiedererkennt. Dann geht sie ins Feld und findet etwas. Opfer bekommt der //Gauab von der Feldkost keine. Das Fest der ersten Feldfrüchte, das Vedder beschreibt, ist nicht mehr im Gebrauch. Von jeder Feldkostsorte, die zum erstenmal im Jahre nach Hause gebracht wird, bringt man der ältesten Frau, und sie muß es essen. Dann kostet die zweite Alte und so der Reihe nach. Wenn alle alten Frauen probiert haben, dann erst bekommen auch die Kinder davon, und die Feldkost wird sozusagen zum allgemeinen Gebrauch freigegeben. Wenn eine Frau eine Stelle gefunden hat, wo sehr viel Feldkost ist, dann macht sie an der Stelle ein Zeichen, und dann gehört alles, was dort noch wächst, ihr. Und niemand anderer nimmt davon.

Es gab und gibt auch eine ganze Menge von Socha-Feldkostsorten, die für die Alten reserviert sind.

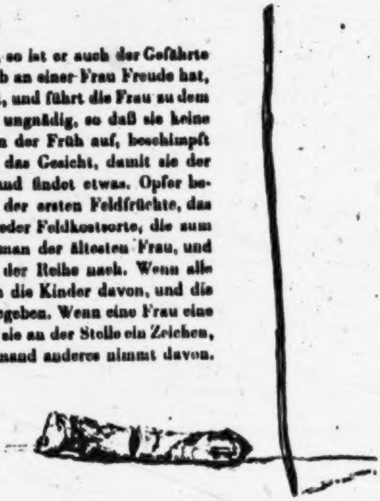


Fig. 3. Feuerhölzer der Kalahari-Buschmänner (Völkerkundemuseum Zürich).

11. ERGOLOGIE

DAS FEUER

Die Buschmänner glauben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo sie noch kein Feuer hatten. Wie sie zum Feuer kamen, berichtet die folgende Sage: „Der Strauß hatte einen Feuerbrand unter seinem Flügel. Er, die Eule und Heiseb spielten miteinander. Da bekam der Strauß vor der Eule Angst, weil er glaubte, sie habe Hörner. Er riet allen, sie möchten ein bißchen schlafen. Als die Eule schlief, blies er sie an und sah, daß sie bloß Federbüschel und keine Hörner am Kopfe hatte. Da weckte er die beiden andern wieder auf und lud sie ein, weiterzuspielen. Da sagte Heiseb: ‚Lieber Strauß, winke doch mit deinem Flügel.' Dieser tat es, und dabei fiel ihm der Feuerbrand zu Boden. Den packte Heiseb und warf ihn zum Feigenbaum, seit dem hat der Mensch das Feuer." – Die Erzählung stammt wohl aus dem Sagenkreis der Hei//om-Hottentotten. Heiseb kommt sonst niemals in !Kunggeschichten vor. Jetzt verwendet man zur Feuererzeugung noch gelegentlich die beiden Feuerhölzer aus Feigenholz. Am meisten beliebt sind Feuerzeuge mit Schlagring und Feuerstein, Zündhölzer werden weniger geschätzt. Ein paar Feuerhölzer machen neben den Saugrohren, einigen Giftpfeilen und einem Vogelpfeil das ständige Inventar des Köchers aus.

---

[1] F. Galton, Tropisches Südafrika, S. 101.

BEHAUSUNGEN

Die Behausung des Buschmannes bildet der einfache Windschirm von halbkreisförmigem Umriß und etwa 150 cm Höhe. Auf manchen Farmen allerdings sind auch die Buschmänner bereits dazu übergegangen, Bienenkorbhütten nach Hereroart zu bauen. In der Siedlung liegen die Windschirme ungefähr in einem Kreise, und beim Windschirm des Werftoberhauptes befindet sich auch das Sochafeuer. In warmen Nächten schlafen die Buschmänner übrigens nicht im Windschirm, sondern außerhalb desselben.

KOCH- UND KÜCHENGERÄTE

Als Herdsteine dienen meist Brocken von Oberflächenkalk. Da und dort findet sich als seltene Rarität ein Klopfstein aus Quarzit.

Zum Zerstoßen der Feldkost dienen kleine holzgeschnitzte Mörser mit spitzkonischem oder halbkugelförmigem Boden. Falls sie schadhaft werden, macht man beiderseits des Sprunges Löcher und näht den Spalt mit Baststreifen zusammen, verschmiert ihn überdies mit Harz. Die Form des Stößels, der etwa 50 cm bis 1 m lang ist, zeigt Fig. 7.

Ursprünglich haben diese !Kung keine Töpfe gehabt und hatten wohl überhaupt keine Möglichkeit, zu kochen. Die gewöhnliche Zubereitungsart der Nahrungsmittel ist auch jetzt Rösten und Braten auf und zwischen heißen Steinen. Heute besitzt wohl jede Horde einige Töpfe vom Okawango, die mit einem Bast- oder Sehnengeflecht umgeben sind und auf dem Marsche, an diesem befestigt, getragen werden. Die Okawangoleute geben diese Wassertöpfe, die sie auf der Durststrecke mit sich geschleppt hatten, zwischen Karakowisa und Nuragas gerne gegen Nahrungsmittel an die Buschmänner ab.

Kleine gußeiserne Dreifüße sind ein sehr beliebter Artikel. Ein längliches, roh zugeschnittenes Umrührholz, sowie ein Stück hartes Holz zum Zurichten des Feuers vervollständigen das Inventar der Buschmannküche. Löffel sind unbekannt.

BEKLEIDUNG

Die Ausrüstung der Frau besteht, wie ja bereits wiederholt beschrieben wurde, aus einem Vorderschurz und einem Hinterschurz aus weichem Leder und einem Mantel aus Leder, ungefähr von der Form einer Pelerine. Gewöhnlich hat sie noch ein Tragfell für das Baby. Dieses sitzt freilich im allgemeinen nicht so wie bei den Schwarzen auf dem Rücken, sondern seitlich auf der Hüfte. Dazu kommt noch die große Feldtasche, in welcher sie die Ergebnisse ihrer Sammeltätigkeit aufbewahrt. Ausgerüstet ist die Frau auf dem Marsche mit dem einfachen, unten zugespitzten Grabstock.

Die Männer sind nur mit dem Schamschurz bekleidet und tragen außerdem die kurze Fellpelerine, mit der sie sich beim Schlafen zudecken. Im dornigen Terrain tragen sie vielfach Sandalen aus Elandsleder und auch Fellgamaschen. Während die Frauen immer barhaupt gehen, haben die Männer doch des öfteren eine Kopfbedeckung, teils runde Fellmützen, manchmal auch spitze Fellhütchen und selbstgefertigte Strohhüte. Am Oberarm tragen sie einen eng anschließenden Lederring, an welchem ein kleiner Beutel mit den wichtigsten Utensilien, das ist Feuerzeug, Pfeife, Tabak, etwas Geld und last not least innerhalb der Polizeizone der Paß, enthalten ist.

Europäische Decken wollen sie nicht. Diese fangen zu leicht Feuer, saugen sich in der Regenzeit mit Wasser voll, sind schwerer zu tragen und ein Hort der Läuse. Dagegen sind Kattunstoffe und Hemden sehr beliebt. Machte ich bei einer Horde Studien, so war der Effekt immer die Konfektionierung aller Gewährsleute. Am ersten Tag bekommt der Gewährsmann ein Hemd, am zweiten ein farbiges Lendentuch, dann ein Kopftuch, ein Feuerzeug, Tabak, etwas weißes Geld, und dann wird er krank und verschwindet, während ein anderer oder andere zur Ausstaffierung antreten. Der

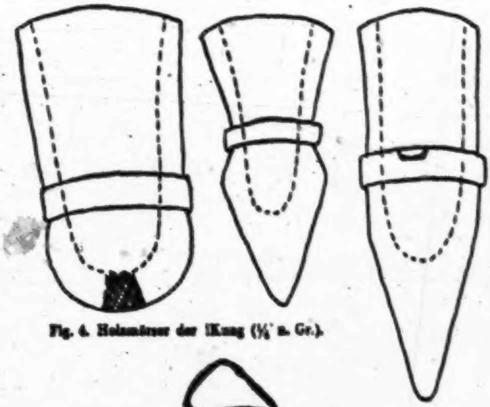


Fig. 4. Holzmörser der !Kung (⅙ n. Gr.).

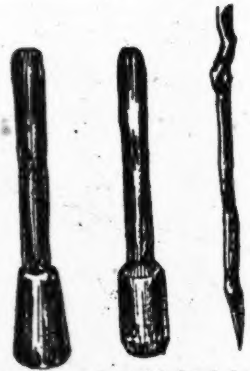


Fig. 7. Stampfer und Grabstock der !Kung (stark verkleinert).

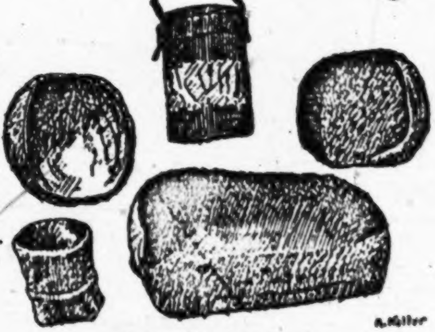


Fig. 5. Holzgefäße der !Kung.

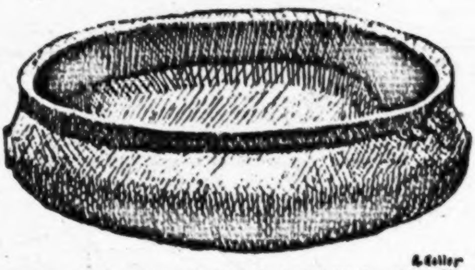


Fig. 6. Große Holzschüssel der !Kung (wahrscheinlich Import vom Norden. – Museum für Völkerkunde, Berlin. III. D. 2156).

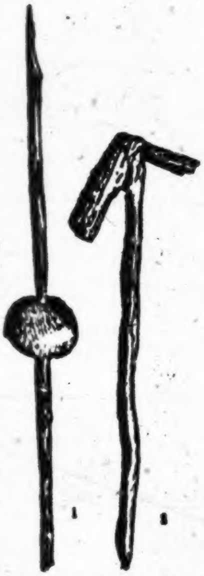


Fig. 8. 1. Grabstock mit !Kwe. 2. Feldhacke (Museum für Völkerkunde, Berlin. III. D. 1878 und 1497).

Besitz alter Uniformstücke gilt als Abzeichen höherer Stellung. Auf den *Farmen* kleiden sich die Buschfrauen, sobald sie können, nach Hereroart, tragen den hohen Turban und finden es sehr unschicklich, ihn abzunehmen. Nach europäischen Schuhen besteht ziemliche Nachfrage. Nichts fürchten nämlich die Buschmänner mehr als die Verletzung der Sohle durch die langen Dornen. Wie alle Völker, die heute scheinbar im Stadium einer Holz- oder Knochenkultur leben, besitzen auch die Buschmänner die drei wichtigsten Eisenwerkzeuge: die kurze Axt, von den Schwarzen eingehandelt, eine Ahle und ein Taschenmesser. Die ganz kleinen Kinder laufen nackt, später bekommen sie kleine Schürzchen, die bei den Mädchen oft mit Perlstickerei schön verziert sind. Außerordentliches Gewicht wird auf den Schmuck gelegt. Dieser besteht in erster Linie aus Straußeneiperlen. Einzelne !Kung sind Meister in der Herstellung derselben und bringen es durch den Handel damit zu einem gewissen Wohlstand. Diese Arbeit wird von den Männern gemacht. Auf Sehnen oder Bastschnüren werden die Perlen zu langen Ketten aufgereiht und um den Hals getragen. Kleine, aus 3–4 Gliedern bestehende Kettchen werden an einzelne Stirnhaarbüschel gebunden und ziehen diese dann in die Länge. Manche besitzen deren eine ganz große Anzahl, so daß sie die ganze Stirn bedecken. Kinder besitzen oft kleine viereckige und Frauen große runde, medaillonartige Anhänger, die gleich einem Diadem mitten auf der Stirn getragen werden. Kettchen aus kleinen Straußeneiperlen bis zu 5 cm Länge werden auch als Ohrgehänge getragen. Den Kindern gibt man auch Armbänder und Fußbänder aus Straußeneiperlen. Messingperlen aus alter Zeit sind selten und werden durchweg nur als Haaranhänger getragen, ebenso solche aus Kupfer. Glasperlen sind wenig geschätzt und wenn überhaupt, so werden nur solche von blauer Farbe getragen. Häufig dagegen sind Holzperlen aus wohlriechendem Holz. Längere Kettchen, abwechselnd aus Holz und Straußeneiperlen, im Haar getragen, sind Abzeichen der Doktorinnen. Die Männer haben eng anliegende Lederriemchen am Hand- und Fußgelenk, die wohl zur Festigung der Muskulatur beim Laufen und Bogenschießen dienen. Außerdem wenig Armbänder aus Messing oder Eisen. Um den Hals trägt jeder Buschmann und auch jede Frau eine Schnur, an der vorne ein oder zwei Appetithölzchen (s. d.) und verschiedene Talismane befestigt sind. Schließlich tragen viele Männer um den Hals ein Hörnchen mit verschiedenartiger Medizin. Die jüngeren Buschmannfrauen und -mädchen besitzen meist auch die Schildkrötenpuderdose in derselben Art, wie sie weiter unten bei den Daman beschrieben wird. Körperbemalung wird kaum geübt, über die Tatauierung s. S. 31. Die Kinder tragen gelegentlich selbstgefertigte Armbänder aus Gras oder verschiedenen Früchten.

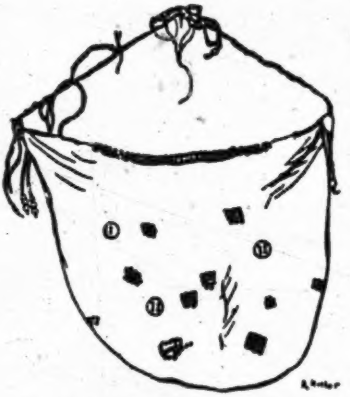


Fig. 9. Bestickter Vorderschurz aus Leder (!Kung).

WAFFEN

Die Hauptwaffe des Buschmanns sind Bogen und Pfeil. Der Bogenstab hat in der Regel einen runden Querschnitt und verjüngt sich mäßig nach beiden Enden. Die !Kung des Otjimpolofeldes verwenden dagegen gleich den Owambo Palmholz. Dort ist das Bogenholz außen leicht konvex, innen flach mit kantigen Seiten. Die Sehne ist aus Leder, so daß bei diesen Bogen der Bogenstab elastischer ist als die Sehne. Ein Bogen der Otjimpolóbuschleute war 115 cm lang und 13 cm hoch. Auch die Bogen der hier besprochenen !Kung haben an beiden Seiten Widerlager aus Leder und oft Verstärkungen aus Sisalschnüren. Die Bogen der Hei//om scheinen von jenen der !Kung hauptsächlich dadurch unterschieden zu sein, daß bei ihnen der Bogenstab außen flach und innen konvex ist. Statt der Lederstreifen werden oft auch Verstärkungen aus Palmbast angefertigt. Die Sehne besteht je nach der Gegend aus einer gewachsten Pflanzenfaserschnur, aus Tiersehne (Kudu) oder feingedrehtem Leder. Länge etwa 120 cm, Höhe 20 cm. Doch gibt es auch viel kleinere Bogen mit 95–110 cm Länge.

Das Bogenholz der !Kung heißt !howa. Der Pfeil ist ein Holzpfeil, der Schaft heißt //gau, die Befiederung, bald radiär, bald Stegfiederung, ||hui. Der Einschnitt am unteren Ende des Pfeilschaftes heißt /gei. Als Pfeilspitzen werden durchweg dreieckige Eisenplättchen (//khai) verwendet. Die ganze Spitze inklusive der Bindung und der vergifteten Partie heißt !hui.

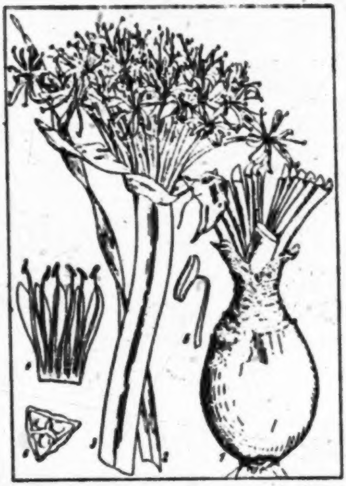


Fig. 10. Buphane disticha Herb. Pfeilgiftpflanze der !Kung. (Ex Medley Wood. Natal Plants VI. 1912.)

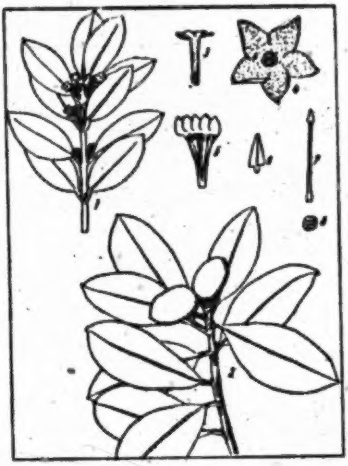
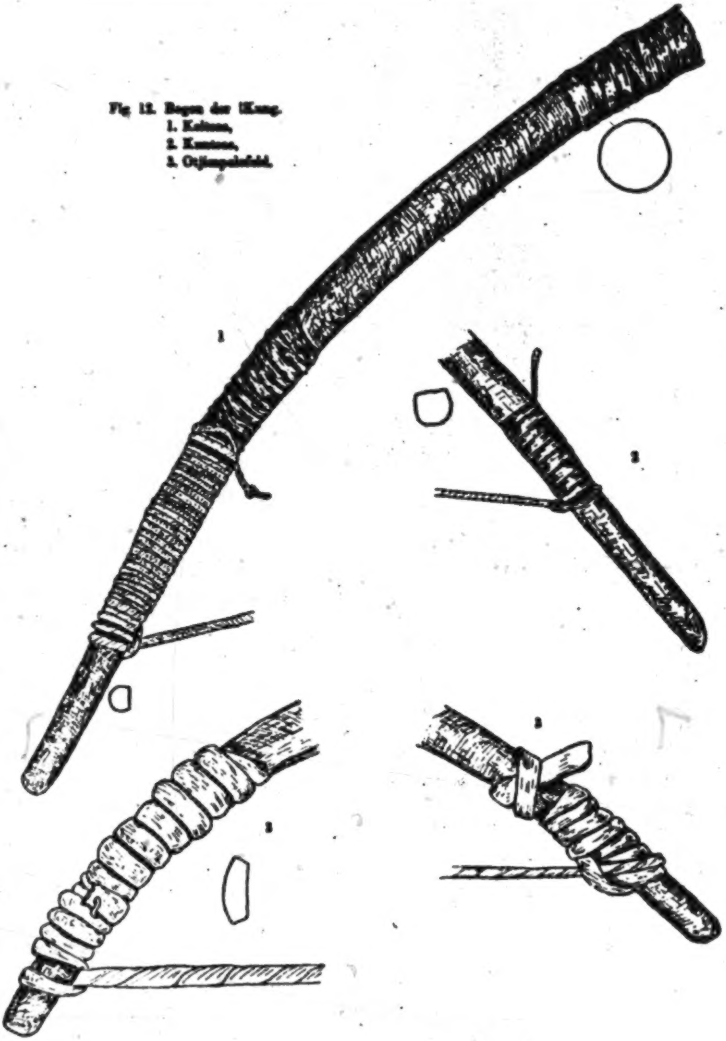


Fig. 11. Acocanthera venenata. Pfeilgiftpflanze der !Kung. (Ex Sim: The Forests and Forest Flora of the Colony of the Cape of Good Hope, 1907.)

Die Pfeile sind 65–68 cm lang. Meist werden sie vergiftet. Das Gift, welches wie dunkles Wachs aussieht, wird auf Stäbchen aufgeschmiert konserviert. Es besteht aus 5 Ingredienzien, deren wichtigste Euphorbiensaft ist. Es sind ganz bestimmte Leute, welche das Gift herstellen. Sie wissen auch, daß die Pflanzengifte nicht jedes Jahr gleich wirksam sind. Daher wird erst ein kleines Buschböckchen geschossen, dann ein größeres Tier (etwa ein Leopard) und schließlich ein Gemsbock. Erst wenn bei allen diesen Tieren der Erfolg vorschriftsmäßig eintritt, wird das Gift verhandelt.

Die Lanzen der !Kung bestehen aus einem etwa 160 cm langen Schaft, der gegen das hintere Ende zu stark verdünnt ist. Das Blatt wird aus einem viereckigen Eisenstück hergestellt, ist 30–40 cm lang und mit einem kurzen Ansatzstück in den Schaft eingelassen, der an dieser Stelle durch Eisendrahtgewinde verstärkt ist.

Fig. 12. Bogen der !Kung.
1. Kaitsee,
2. Kunene,
3. Otjimpolofeld.



MUSIKINSTRUMENTE

Große Tanztrommeln sind sehr beliebt, werden aber nicht selbst erzeugt, sondern von den Okawangos eingehandelt. Als ich einmal einem Straußeneiperlenhändler in der Gegend von Kuntsas eine solche Trommel abkaufte (sie gehört immer einer bestimmten Person, Kollektiveigentum an Gebrauchsgegenständen kennt der Buschmann nicht), bat er mich, ihm die Trommel noch bis zum Abend zu lassen, damit jeder Mann noch einmal trommeln könnte. Die Tanzrasseln aus Früchten sind nur mehr in ganz geringer Zahl vorhanden. Die !Kung sollen auch Holztrompeten besitzen, die bei bestimmten Anlässen Verwendung finden. Gesehen habe ich sie nicht.

Schließlich seien noch einige wenige besondere Gebrauchsgegenstände erwähnt. Die Doktoren besitzen zur Ausübung ihres Berufes Schröpfköpfe aus Antilopenhorn und abgestumpfte Hölzchen zum Zahnausschlagen. Gift und Medizinen werden heute in leeren Konservenbüchsen hergestellt und gekocht, wie überhaupt die Konservenbüchse und der Benzinbehälter aus Blech allmählich auch bei den Buschmännern die Universalgegenstände werden. Für bestimmte Fälle werden Botenhölzer oder Kalenderhölzer angefertigt, das sind Stäbchen oder Brettchen mit einer oder zwei Reihen Löchern. Sage ich dem Buschmann etwa, ich werde in 5 Monaten wiederkehren, so zieht er eine Schnur durch 5 dieser Löcher und verknotet sie. Bei jedem Vollmond wird die Schnur um 1 Loch zurückgezogen.

12. SOZIALE ORGANISATION

Jede Sippe hat einen Häuptling, dessen Würde erblich ist. Freilich sind seine Machtbefugnisse nicht bedeutend, weil sich das ganze Leben sozusagen vor aller Augen abspielt und die Autorität der alten Männer so groß ist, daß die Beschlüsse, die gefaßt werden, im wesentlichen einer Übereinstimmung des Häuptlings und der übrigen Alten entspringen. Wenn das Werftoberhaupt stirbt, übernimmt nicht sein ältester Sohn, sondern der älteste Sohn der Schwester die Werft. Es bestehen bestimmte Heirats-Verbote und -Gebote, die durch das folgende Schema illustriert werden.

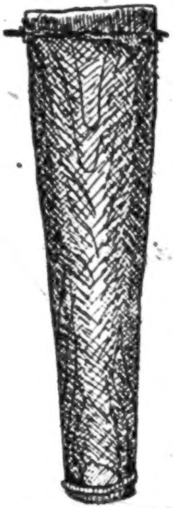


Fig. 13. Tanztrommel der !Kung (Kuntsas). (Stark verkleinert.)

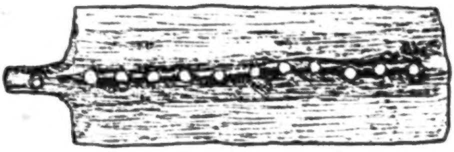


Fig. 14. Kalenderholz der !Kung (n. Gr.).

Vaterbruder × Frau
Bruder—Schwester

Vater × Mutter
A—Schwester

Vaterschwester × Mann
Kousin—Kousine.

Wenn A der Proband ist, dann sind die Kinder des Vaterbruders seine Geschwister, die Kinder der Vaterschwester aber Vettern. Eine Heirat zwischen diesen Vettern ist verboten. Dagegen muß A die eine Tochter des Vaterbruders heiraten, falls diese will. Der Mann seinerseits kann aber das Mädchen nicht zur Ehe zwingen. Natürlich erinnern sich diese Schwestern gewöhnlich erst dann ihrer Rechte, wenn sie einen anderen Mann, den sie sich gewünscht haben, nicht bekamen. So werden die jungen Leute oft gezwungen, Mädchen zu heiraten, die viel älter sind als sie selbst. Stirbt die Ehegattin, dann muß der Witwer eine Schwester seiner Frau heiraten, falls diese damit einverstanden ist.

Stirbt dagegen der Mann, dann muß die Witwe etwa ein Jahr bei den Schwiegereltern bleiben. Man darf nicht die Frau oder die Kinder des verstorbenen Bruders heiraten. Die Witwe muß ihren Mann von einer anderen Sippe bekommen und zieht auf dessen Werft[1]. Die Knaben gehören zur Sippe des Vaters, die Mädchen zur Sippe der Mutter. Zu den Aufgaben des Werftoberhauptes gehört auch die Hütung des Socha-Feuers. Socha heißt rein oder heilig oder Tabu. Speisen, die für bestimmte Altersklassen oder ein Geschlecht verboten sind, sind für diese „Socha". Das Wort „Socha" scheint mir entweder ein sehr altertümliches zu sein oder es ist ein Lehnwort aus einer anderen Sprache. Jeder Platz hat mindestens zwei Feuer. Das gewöhnliche, wo alle Platz nehmen können, und das Socha-Feuer, bei dem nur die Männer sein dürfen. Wenn die Werft übersiedelt, dann nimmt das Familienoberhaupt das Sochafeuer mit. Während des Marsches wird Feldkost gesammelt. An dem neuen Platze angekommen, macht das Familienoberhaupt unter einem hohen Baume mit dem Sochabrand ein neues Sochafeuer an und röstet die Feldkost. Die Jungen verlassen den Platz sogleich und gehen auf die Jagd, während die Frauen und Mädchen die Windschirme zusammenstellen. Was der Alte am Sochafeuer gebraten, soll er allein essen; er tut es auch gewöhnlich. Endlich kommt ein Bote und meldet, daß ein Stück Großwild zur Strecke gebracht ist. Stunden vergehen, der Alte sitzt stumpfsinnig da, während es sich Frauen und Kinder in dem neuen Windschirm bequem machen. Das Wild wird zum Sochafeuer gebracht, die Keulen und das Blattfleisch werden herausgeschnitten; das bekommen Frauen und Kinder. Diese dürfen niemals Fleisch vom Knochen essen. Alles übrige wird am Sochafeuer von den Männern verzehrt. Das Werftoberhaupt hat auch die Aufgabe, das Fest der ersten Feldfrüchte zu veranstalten. Es ist bei den von mir besuchten Horden nicht mehr im Gebrauche. Vedder hat es von den !Kung von Gaub beschrieben.

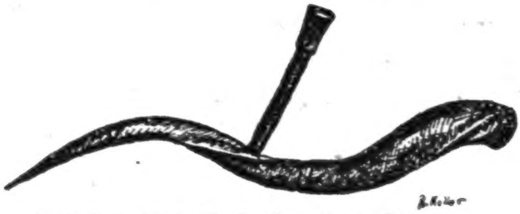


Fig. 15. Dachapfeife der !Kungbuschleute. (Aus dem Lindenmuseum Stuttgart. 29464.)

Als Oberleutnant Fischer 1908 von Namutoni zum Okawango ritt, hatten die Buschleute überall noch eine straffe Organisation und einen gemeinsamen Kapitän. Hauptmann François fand, als er zum erstenmal über Grootfontein hinausging, viele Unterstützung seitens des Oberhäuptlings der !Kungbuschleute. Es verdient vermerkt zu werden, daß die berühmten Kupferminen von Tsumeb, auf denen der Wohlstand Südwestafrikas zum großen Teil beruht, von einem Buschmannhäuptling[2] entdeckt wurden. Derzeit haben die Ost-!Kung keinen Oberhäuptling mehr. Die Nord-!Kung sollen noch einen besitzen. Der älteste Häuptling, von dem mir erzählt wurde, war „χ'amme", der Löwe. Er war ein großer Jäger. Er starb, als sein Nachfolger Amme noch ein kleiner Junge war. Amme konnte aber von seinem Vater nicht viel lernen, er war kein guter Häuptling und ist auch in jungen Jahren gestorben. Seitdem haben die !Kungbuschleute keinen Oberkapitän. Einer meiner Gewährsmänner, Doktor χ'amme, behauptete, der Urenkel des großen Häuptlings gleichen Namens zu sein.

---

[1] „Das Schicksal mancher jungen kinderlosen Witwe ist allerdings viel schlimmer. Ein Buschmann teilte darüber folgendes mit: ‚Wenn ein Mann stirbt und eine Frau ohne Kinder hinterläßt, der Schwager aber sich weigert, den Bogen seines Bruders und damit die Schwägerin anzunehmen, so kann sie zur Werft ihres Vaters zurückkehren. Dies geschieht aber keineswegs immer. Als Frau, die nicht gebiert, wird sie nicht geachtet. Ihr Leben hat keine Bedeutung. Die Männer der Werft reden über den Fall und bestimmen einen aus ihrer Mitte, das unnütze Leben zu vernichten. Dieser Mann kommt dann abends zur Hütte der Witwe und setzt sich ihr gegenüber an ihr Feuer. Er hat Bogen und Pfeil bei sich. Die Witwe weiß, was ihr bevorsteht, läßt sich aber nichts merken. Beide reden miteinander über nebensächliche Dinge. Nach einer Weile nimmt der Mann seinen Bogen zur Hand und schießt einen Pfeil durch das Herz des ihm gegenübersitzenden Weibes. Die Unglückliche stirbt und wird möglichst bald und unauffällig verscharrt. Blutrache von seiten der Sippe dieses Weibes ist nicht zu befürchten. Sie hat ja keine Kinder geboren'." (Zastrow und Vedder, l. c. 419.)

[2] Dieser selbst war ein Bastard.

Nach v. Zastrow und Vedder[1] wäre noch zu erwähnen:

„Der Vater ist das Oberhaupt der Familie. Alle haben ihn zu respektieren. Kinder dürfen ihn nicht mit seinem Namen rufen. — Die Häuptlingswürde erbt sich im allgemeinen vom Vater auf den Sohn weiter. Ist der Sohn beim Tode des Vaters noch unerwachsen, so tritt der jüngere Bruder des Vaters an dessen Stelle. Jede Sippe hat seit uralten Zeiten ein angestammtes Sippengebiet. Das Gebiet wird Goo genannt und dürfte sich mit dem deutschen Begriff Gau decken.

Es gibt Sippen, die Tagereisen weit auseinander liegen. So gehört der Landstrich nördlich des Omuramba-Owambo bei Kajas, wo der Mankettibaum (Ricinodendrum Rautanenii) vorkommt, einer Sippe, die für gewöhnlich über 100 km weit entfernt wohnt und nur dorthin kommt, wenn die ölhaltigen Früchte reif sind.

Sippen mit zwei Jagd- und Sammelgebieten entstehen auch durch Verschmelzung zweier Sippen, die so lange untereinander geheiratet haben, bis die Verschmelzung sich von selbst ergab.

Innerhalb des Gebietes der Sippe befinden sich die Gräber der Ahnen. Sie sind durch große Steinhaufen, die daraufgelegt sind, gekennzeichnet. Man hält die Ahnen für Wächter des Sippengebietes. Das Verlassen des Sippengebietes muß daher vom Häuptling oder einem Alten ohne besondere Feierlichkeiten am Ahnengrabe angekündigt werden; ebenso muß an diesem Orte Mitteilung gemacht werden, wenn die Sippe das Gebiet wieder bezieht."

Zum Eigentum der Sippe gehört außer dem Sippengebiet die Feldkost, das Jagdwild und vor allen Dingen die Wasserstelle.

13. KRANKHEITEN UND HEILBEHANDLUNG

Die anatomischen Kenntnisse der Buschleute sind bei ihrem Jägerleben verhältnismäßig groß.

Das Herz gilt als der Sitz des Lebens. Auch der Atem wird mit dem Herzen in irgendeinen Zusammenhang gebracht. Ihre chirurgischen Kenntnisse beschränken sich auf das Ausziehen von Dornen mit einem ahlenartigen Instrument und auf die relativ gute Bandagierung von Hand und Beinbrüchen. Ihr Medizinschatz dagegen ist sehr gering. Ich gebe nun im folgenden eine Aufzählung der gewöhnlichen Krankheiten und ihrer Behandlung.

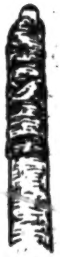


Fig. 16. Kratzerartiges Instrument. Eisenblatt mit Harz und Lederstreifen an einem Stöckchen befestigt. (Museum für Völkerkunde, Hamburg; n. Gr.)

AUGENENTZÜNDUNG

Sowohl trockene wie exsudative Augenentzündungen, hervorgerufen durch Sand und reizende Grassamen, sind überaus verbreitet, und Triefäugigkeit ist bei älteren Leuten die Regel, doch sind diese Erkrankungen bei den im Walde lebenden !Kung lange nicht so schwer als etwa bei den Buschmännern der West-Kalahari oder bei denen der Naukluft. Bei letzteren gilt das Triefauge sogar als Schönheitszeichen bei jungen Mädchen. Gewöhnliche Augenentzündungen, die in kurzer Zeit vorübergehen, bedeuten nichts. Sie werden durch Einreiben mit Fett behandelt. Dauert die Erkrankung jedoch länger, dann hat der //Gauab sicher etwas hineingetan, man ruft den Doktor, und dieser produziert nach einiger Behandlung eine „kleine schwarze Medizin" aus dem Auge.

Einseitige Erblindung ist sehr häufig infolge von Verletzungen durch die Dornen. Bei ganz alten Leuten habe ich auch Erblindung durch grauen Star gefunden. Da und dort trifft man auch Buschleute, die in alter Zeit von den Hereros gefangen worden waren, die ihnen mit Grassamen die Augen ausgeschossen hatten.

OHRENERKRANKUNGEN

Sie sind verhältnismäßig selten. Bei gewöhnlichen Ohrenschmerzen stopft man Blätter ins Ohr, „damit es warm bleibt". Auch hält man das schmerzende Ohr übers Feuer, in welches man einige Medizin gegeben hat. Kommt Eiter aus dem Ohr heraus, dann hören die Schmerzen auf und alles ist gut. Wenn aber der //Gauab etwas hineingegeben hat, dann werden die Schmerzen so stark, daß man nicht mehr schlafen kann, und man hört gar nicht mehr. In solchen Fällen muß man einen besonders mächtigen Doktor rufen, der die Krankheitsgeister herauszieht, sonst stirbt der Patient.

---

[1] l. c., S. 412, 424.

ZAHNLEIDEN

Stellungsanomalien habe ich selten beobachtet, Progenie oder Opisthogenie niemals. Die einzige Zahnpflege besteht darin, daß sie die eisernen Pfeilspitzen als Zahnstocher benutzen. Die Zähne sind daher meist gelb, mit dichten Lagen von Zahnstein bedeckt und werden bei dem Sandgehalt der vegetabilischen Nahrung sehr rasch abgekaut. Zahnkaries ist außerordentlich häufig, doch kommen Infektionen auch durch Eröffnung der Wurzelkanäle infolge Abkauung vor. Wenn man starke Zahnschmerzen hat, dann hat der //Gauab eine Nadel hineingesteckt, und man muß den Doktor rufen, damit er sie herausholt. Ist jedoch kein allgemeines Übelbefinden vorhanden, dann sind auch keine Dsao da. Man nimmt ein Stückchen Holz, macht es an einem Ende spitz, hält es mit der Spitze auf die Wurzel des Zahnes und schlägt mittels eines Steines den Zahn heraus. Dieses Instrument heißt „oie". Die kleinen Kinder haben große Schmerzen, wenn sie zahnen, manchmal sind auch Dsao (Krankheitsgeister) dabei im Spiele.

HALSSCHMERZEN

Sie entstehen dadurch, daß der //Gauab einen Faden macht und damit dem Kranken den Hals zuschnürt. Der Doktor muß dem Kranken den Faden herunternehmen, er ist etwa 30 cm lang und von der Art der Fallenfäden (//Kao), jeder kann ihn nach der Behandlung sehen.

ERKÄLTUNGSKRANKHEITEN (χ'68)

Die Grippe fordert alljährlich viele Opfer unter den Buschleuten, besonders unter jenen, die bereits tuberkulös infiziert sind. Erkältungen sind im Winter außerordentlich häufig, liegen die Leute doch fast nackt um die Feuer. Im Walde sind sie ja ziemlich windgeschützt, aber auf offener Fläche kommt noch hinzu, daß der Wind des Nachts umschlägt, während sie schlafen, so daß sie sich erkälten und außerdem oft schwere Verbrennungen in der Magengegend erleiden – allerdings nur die Männer, die Frauen liegen weiter entfernt vom Feuer. Gegen Husten und Heiserkeit kauen sie die Fasern einer sisalähnlichen Pflanze, aus der die Fallenfäden gedreht werden. Die Pflanze heißt kái. Sie muß frisch aus dem Walde geholt werden. Gegen Brustschmerzen trinken sie neuerdings warmes Wasser, dem viel Kochsalz zugesetzt ist.

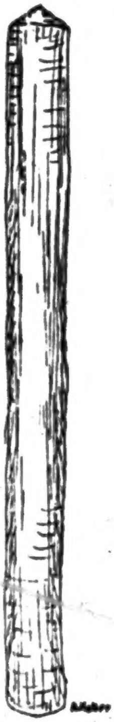


Fig. 17. !Kung-Instrument zum Zahnausschlagen; n. Gr.

GEFÄSSERKRANKUNGEN

Ähnlich wie bei den zentralafrikanischen Pygmäen, finden wir schon bei jugendlicheren Individuen starke Schlängelung der Arteria temporalis. Das Herz nutzt sich bei der erschöpfenden Lebensweise und dem vielen Laufen rasch ab. Man sucht seine Leistungsfähigkeit auf alle mögliche Weise zu heben. Um Herzklopfen zu vertreiben und länger im Laufen auszuhalten, nehmen sie die Blätter eines Baumes mit roten Früchten (lu-gui). Diese werden gekaut und geschluckt. Nützt das nichts, dann kaut man die Wurzel des ǂNa-Baumes. Ist jemand auf dem Herzen krank, so daß er nicht laufen kann, dann nimmt man Wurzeln des Dornakarbusches (!gu) und des Hellbusches (!gai //dsao), kocht beides und trinkt den Abend. Bei Angina pectoris legt man die Haut einer Riesenschlange um die Brust.

MAGEN-DARMERKRANKUNGEN

Es ist interessant, daß die Lehre von der Bedeutung von Leber und Galle für die Krankheitsentstehung, die wir bei allen Natur- und Kulturvölkern bis in die Humoral-Medizin des vergangenen Jahrhunderts finden, schon bei den Buschmännern vorhanden ist. Wenn die Galle voll ist, wird man krank und erbricht Galle. Dann massiert man die Lebergegend ebenso wie bei Leberschmerzen. Lebervergrößerung infolge chronischer Malaria sind häufig. Auch der Mond, der allmonatlich stirbt, ist an der Galle krank, und das Mondlicht ist der von ihm erbrochene Gallensaft. Mondschein und Galle haben dasselbe Wort (goo). Milztumor ist besonders bei Kindern häufig. Eine Medizin gegen Milzstechen haben sie nicht. Um Erbrechen herbeizuführen, haben sie keine Medizin. Dies wird durch Einführen des Fingers oder einer Feder in den Mund herbeigeführt. Um Erbrechen zu stillen, kaut man Ästchen des Gerobaumes. Gegen Magenschmerzen kaut man das bittere Stammholz der Liane (χ'áá-χ'áâ). Bei Verstopfung muß der Doktor zaubern. Man nimmt nämlich an, daß die Dsao den Stuhl im Darm festgebunden haben, und der Doktor muß den Faden losmachen und herausbringen, genau so wie bei der Halsentzündung. Der Patient darf nichts essen und nur wenig trinken. Bei Durchfall, auch bei blutigem, wird dieselbe Medizin genommen wie bei Magenschmerzen. Eingeweidewürmer sind ihnen nicht bekannt. Wir wissen schon aus vielen früheren Berichten, daß der Magen-Darm-Traktus des Buschmannes mancherlei verträgt, was wir nicht vertragen. Er kann etwas in Fäulnis übergegangenes Fleisch und dergleichen infolge Gewöhnung von früher Kindheit an ohne weiteres vertragen[1]. Er kann nach langem Hungern ungeheure Quantitäten vertilgen, aber solche Exzesse haben in der Regel eine Indisposition zur Folge. Am Tage nach einem größeren Schmause liegen fast alle mit Magenschmerzen und Bauchgrimmen in der Sonne. Man darf also auch einem Buschmann in bezug auf Ernährung nicht Unmögliches zutrauen; viele Dinge, die uns ekelerregend erscheinen, wie Regenwürmer, Eidechsen, dicke Raupen, Mäuse usw., sind an und für sich gar nicht gesundheitsschädlich, zumal sie ja der Buschmann nur in gekochtem oder gebratenem Zustand zu sich nimmt. Buschmänner, die auf den Farmen aufgewachsen sind, vertragen dieselbe Kost wie die Weißen oder Schwarzen. Dagegen können sich die bei Feldkost und Wildfleisch aufgewachsenen wilden Buschleute nicht an die Arbeiter- und Gefängniskost der Schwarzen gewöhnen. Bei den meisten der zu längerer Gefängnisstrafe verurteilten Buschmänner bedeutet dies eine Verurteilung zu langsamem, aber sicherem Hinsterben. Die Gefangenen erkranken unter den Erscheinungen einer Avitaminose, werden hinfällig, bekommen Ödeme an den Beinen, Hydrops und gehen unfehlbar zugrunde. Im Anfangsstadium stellt sich schwere Darmträgheit ein. Reichliche Zugaben von frischem Fleisch können den Buschmann auch in der Gefangenschaft gesund erhalten. Das Entlaufen der Buschmänner von den Farmen beruht in den meisten Fällen auf der Unmöglichkeit, die verabreichte Kost weiter zu ertragen. Das Vitaminbedürfnis des in der Wildnis aufgewachsenen Buschmannes ist zweifelsohne viel größer, und seine Sucht nach Fleisch, die oft fast krankhaft erscheint, kann als ein physiologischer Vitaminhunger erklärt werden.

ERKRANKUNGEN DES UROGENITAL-APPARATES

Blasenkatarrhe kommen vor, man wärmt dann einen flachen Stein im Feuer und legt ihn auf die Blase. Blutharnen, offenbar infolge von Nephritis, hat mein Freund Dr. Kasi zweimal behandelt. Die Leute sind gestorben. Es waren ganz böse Dsao dabei. Die Terminologie für die Beschreibung der äußeren Genitalien ist lange nicht so reichhaltig wie bei den Bantu. Die Schamhaare werden den Frauen meist von ihren Männern ausgezupft. Sie heißen darum Jungfrauenhaare. Der Zusammenhang zwischen Kohabitation und Schwängerung ist bekannt. Impotenz und Unfruchtbarkeit kommen vor, man hat keine Medizin dagegen. Falls die Menstruation ausbleibt, wird nichts Besonderes unternommen. Die menstruierende Frau darf nur mit ihrem Ehemann zusammen essen und nicht überall herumkosten. Bei Menstruationsschmerzen legt man einen warmen Stein auf den Bauch. Die Kinder werden mindestens bis zur Geburt des nächsten Kindes gestillt. Die Brustwarzen zeichnen sich durch eine lederartige Festigkeit aus. Trotzdem kommen Mastitiden manchmal vor.

---

[1] Ein drastisches Beispiel dieser Art habe ich selber erlebt. Ich hatte von Swakopmund her eine Speckseite mitgebracht, die angeblich nach einem besonderen Verfahren für die Ewigkeit konserviert war. Als ich sie hervorzog, entwickelte sie einen abscheulichen Geruch, und damit sie die Buschmänner nicht nehmen und sich den Magen verdarben, ließ ich sie hoch auf einen Baum aufhängen. Sehnsüchtig starrten die Buschmänner nach dem mißfarbenen Fettklumpen. Schließlich schickten sie mir eine Deputation, sie möchten den Speck für ihre Hunde haben. Kaum hatten sie ihn, wurde er kunstgerecht nach Familien verteilt und im Zug eines großen Festes ohne jeden Schaden vertilgt.

Die Behauptung, daß Geschlechtskrankheiten sehr verbreitet sind, ist nicht richtig. Den Buschmännern selbst sind sie als solche überhaupt nicht bekannt. Vereinzelt habe ich auf den Farmen Buschleute mit veralteten Gonorrhöen getroffen. Syphilis ist bei den wilden Buschmännern sehr selten.

HAUTKRANKHEITEN

Eine Hautpflege kennt der wilde Buschmann kaum. Da es sowohl an Wasser wie an Fett fehlt, wird die Haut, die sich in der Regel samtartig, weich, warm und trocken anfühlt, in der Trockenzeit rissig und es entstehen leicht Infektionen. Sehr weit verbreitet ist ein offenbar von einem Pilz hervorgerufenes chronisches Ekzem (gari). Gegen dieses verwendet man den Milchsaft einer Pflanze, die Timba heißt.

HAARKRANKHEITEN

Eine auch bei allen Bantu sehr verbreitete, gutartige Haarerkrankung, bei welcher in ungefähr kreisförmigen Flecken das Haar ausfällt, ist auch bei den Buschmännern vorhanden. Daneben kommt aber auch, wie bei den Buschmännern der Naukluft, der sogenannte Porzellankopf vor, bei welcher Krankheit der ganze Haarboden zerstört wird und die Glatze wie Porzellan glänzt. Ergrauen der Haare tritt relativ früh auf. Haarausfall ist selten, er vollzieht sich meist in Form der für Schizothyme charakteristischen Glatzenbildung. Die gewölbten Fingernägel werden ziemlich lang getragen, die Zehennägel sind oft zerklüftet.

INFEKTIONSKRANKHEITEN

Die Buschmänner werden von den zwei gefährlichsten chronischen Infektionskrankheiten, der **Tuberkulose** und der **Malaria**, bedrängt. Lepra fehlt.

Die Malaria tritt alljährlich in der Regenzeit auf. Dann wirft man die Dicobwurzeln ins Feuer und atmet den Rauch ein. Kleine Kinder sterben öfter daran. Fälle von Schwarzwasserfieber oder Malariakachexie habe ich nicht beobachtet.

Die Tuberkulose ist die gewöhnliche Todesursache der Buschmänner. Ich sah sowohl Knochentuberkulose, Drüsenanschwellungen und fortgeschrittene Fälle von Lungen- und Kehlkopftuberkulose. Die armen Leute stehen dem vollkommen hilflos gegenüber, und die häufigen Erkältungen fördern die Prozesse in gefährlicher Weise. Als in kleinen Gruppen lebende Nomaden sind sie vor den Seuchen der Weißen und Schwarzen im allgemeinen verschont. Wird jedoch eine Seuche einmal eingeschleppt, dann sterben sie massenhaft dahin. Interessant ist, daß die Buschmänner wissen, daß es ansteckende Krankheiten gibt. Als solche ist ihnen allerdings nur die obenerwähnte Hautkrankheit (gari) bekannt.

Die anderen infektiösen Allgemeinerkrankungen werden mit dem Überfall vieler Krankheitsgeister auf die Horde erklärt.

GEBURTSHILFE

Sieht eine junge Buschfrau ihrer ersten Niederkunft entgegen, dann bleibt sie bei den Hütten, weil sie sich fürchtet. Die älteren Frauen reden ihr gut zu, dann wird aus trockenem Gras ein Lager gemacht, und das Kind wird in hockender Stellung geboren. Bei Geburtsschwierigkeiten wird der Unterleib massiert. Medizin wird nicht gegeben und manuelle geburtshilfliche Eingriffe werden nicht gemacht. Die Nabelschnur wird mit einem Quarzmesser abgeschnitten und eingegraben.

VERWUNDUNGEN UND VERLETZUNGEN

Die gefährlichste Verletzung, die ein Buschmann erhalten kann, ist die durch den Giftpfeil. Man schneidet den vergifteten Pfeil heraus, nimmt ein Stück Holz, macht es glühend und brennt den Verwundeten an vielen Stellen des Körpers. Wenn das Gift die Wärme riecht, dann kommt es an diesen Stellen zusammen, dort werden dann Einschnitte gemacht und das Blut mittels eines Schröpfkopfes aus Gemsbockhorn ausgesaugt. Der Verwundete darf sich weder niedersetzen noch niederlegen, er muß 24 Stunden lang herumgeführt werden. Nach dieser Zeit stirbt er oder er wird gesund. Die Methode hilft nur in seltenen Fällen.

Die zweite große Gefahr sind die Schlangenbisse. Wenn man Einschnitte in die Unterschenkel macht und von einer Bisobwurzel etwas abschabt und in die Einschnitte hineinreibt, dann riechen die Schlangen das und kommen nicht hervor. Wenn man aber auf weite Strecken laufen muß, dann verreibt man Bisobstaub mit Fett und salbt damit die Beine ein. Falls doch jemand von einer Schlange gebissen wird, so ist die Behandlung analog der bei Pfeilschußverletzungen. Sehr häufig sind Verletzungen der Füße durch Eintreten von Dornen. Verletzungen, die durch die Aponeurose gehen, werden als tödlich angesehen. Sie infizieren sich so gut wie immer. Nehmen die Wundinfektionen auch einen weniger bösartigen und langsameren Verlauf als bei den Europäern, so führen sie doch manchmal zum Tode. Die einzige Medizin, die verwendet wird, ist Bisobpulver, das man in die Wunden streut.

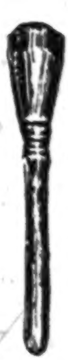


Fig. 18.
Kiri der !Kung.

Einige Doktoren behaupteten gegen Schlangen- und Skorpionbisse unempfindlich zu sein.

Was **Vedder** bei Bergdama beobachtete, berichtet in gleicher Weise **Schinz**:

„In der Absicht, die letztere Eigenschaft zu prüfen, bewog ich eines Tages einen uns in Nui las am Ngamisee besuchenden alten Zauberer, das Experiment mit 12 von mir selbst gesuchten, durchschnittlich 8 cm langen Skorpionen (Buthus raudus Simon) an sich selbst vorzunehmen. Um jeden Betrug auszuschließen, brachte ich die Tiere mittels einer Pinzette auf die verschiedenen Körperteile, Hände, Beine, Arme, Mund und Hoden des Mannes, in der Regel bewegten sie dann sofort das lange Postabdomen erregt hin und her und stachen ein- oder zweimal heftig in das Fleisch des betreffenden Versuchsindividuums, wobei dem Stachel jedesmal ein großer Tropfen weißer Flüssigkeit entwich; schließlich wanderten sie ruhig umher, ohne weitere Stechversuche zu machen, zeigten aber auch keineswegs jene aufgeregte Hast, vom Körper des Buschmannes herunterzukommen, wie dies von einzelnen Berichterstattern schon angegeben worden ist. Der Alte behauptete, keinen Schmerz zu empfinden, und ich habe keinen Grund, ihm zu mißtrauen, da er sich doch kaum meiner Wißbegierde zuliebe von Skorpionen an den empfindlichsten Stellen des Körpers hätte stechen lassen, wenn das Gift von irgendeiner Wirkung auf ihn gewesen wäre; selbst eine volle Stunde nach unserem Versuche zeigten die gestochenen Stellen noch nicht die geringste Veränderung. Der Mann erklärte, diese eigentümliche Fähigkeit dadurch erlangt zu haben, daß er als Junge in der ‚Schule' bei einem Zauberer dazu angehalten worden sei, mit Wasser und Urin verdünntes, den Skorpionen gewaltsam entnommenes Gift in kleine Schnittwunden zu bringen sowie zu Brei gestampfte und eingekochte Giftstacheln zu genießen; in entsprechender Weise soll auch die Präservation gegen Schlangenbisse erworben werden können."

14. DIE DOKTORENPRÜFUNG

Eines Nachmittags kam der Älteste der Horde vor Keibeb zu mir und teilte mir mit, in der Nacht würde ein großer Tanz stattfinden, erstens weil ein dreijähriges Kind soeben von einer kleinen schwarzen Schlange gebissen worden sei, zweitens weil viele Leute fieberkrank seien und drittens endlich, weil einer der Männer die Doktorenprüfung machen wollte. Solche Feste finden immer nur in der Zeit des Vollmondes statt. Gegen 9 Uhr abends lockte mich wilder Lärm ins Lager. Die Leute hatten etwas größere und mehr Feuer angezündet, als es sonst üblich war. In der Mitte eines offenen Halbkreises saß die Mutter mit dem von der Schlange gebissenen Kind. Rund um sie hockten die älteren Frauen. Abseits davon standen in einer Reihe hintereinander jüngere Frauen und Mädchen. Sowohl die männlichen wie die weiblichen Doktoren waren in Tätigkeit. Die Oberdoktorin Biri war diesen Abend „persönlich" abwesend. Sie hockte abseits in der Dunkelheit im Busch. Von ihr hatte /Nawa, der oberste der //Gauabs, Besitz ergriffen und sprach durch ihren Mund. Ihren Haarschmuck, lange Perlenketten aus Straußeneischalen, hatte ihre Stellvertreterin Dube, eine sehr intelligente junge Frau, angelegt. Diese leitete, am Ende des Halbkreises der sitzenden Frauen stehend, das Fest. Sie war sehr guter Dinge und rauchte abwechselnd ihre Buschmannspfeife und meine Zigaretten. Unter den Frauen besteht irgendeine Rangordnung, und zwar waren die hockenden Weiber höher im Range als die stehenden. Alle Weiber klatschten in die Hände und sangen dazu in monotonem Rhythmus: ehe, ehe, ehe, ehe usw. Das war, wie mir versichert wurde, kein Lied, sondern „Musik". Manche Horden haben sich von den Okawangos 1½ m hohe Tanztrommeln eingehandelt, die bei diesem Anlaß von Männern bearbeitet werden. Bei den Buschmännern des Sandfeldes trägt nicht die Festleiterin den Schmuck der Oberdoktorin, sondern der Schmuck wird an einen Baum gehängt. Die Würde der Oberdoktorin ist nicht dauernd an eine Person gebunden, sondern der Oberdoktor verleiht ihr fallweise übernatürliche Kräfte.

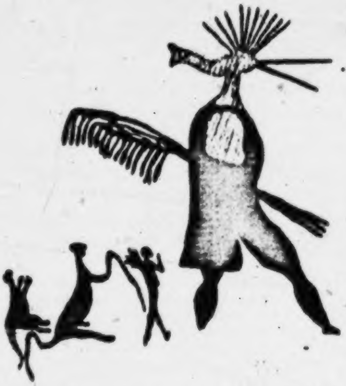


Fig. 19. Zauberer mit Vogelmaske und Krankheitsgeistern im Gefolge. (Aus Rock Paintings in South Africa. From Parts of the Eastern Province and Orange Free State. Copied by G. W. Stow. With an Introduction and descriptive notes by Dorothea Bleek. London Methuen 1930.)

Die fünf Doktoren hatten allen Schmuck abgelegt und waren bis auf den Vorderschurz nackt. Sie setzten sich durch Krähen, durch Hervorbringen von Lauten ähnlich den Bauchrednern und durch bestimmte Muskelkontraktionen in einen autohypnotischen Zustand. Dadurch, daß sie die Glutealmuskulatur der Hinterbacken zusammenpreßten, dabei die Kniegelenke möglichst weit auseinander hielten und die Beine bei den Knöcheln zusammenpreßten, erzeugten sie mit der Zeit einen tonischen Zitterkrampf der gesamten Muskulatur der unteren Extremität, in welchem sie hin und her torkelten. Auf diese Weise ist es jedermann möglich, sich in einen autohypnotischen Zustand zu versetzen, wie dies Verfasser auch von den Doktoren gelernt hat. Bald zeigten die verdrehten Augen, daß sich die Doktoren im Trancezustande befanden. Sie tanzten durcheinander, fielen übereinander und hoben einander wieder auf. Einige Weiber fingen auch mit den Tanzrasseln zu lärmen an. Nach der Überzeugung der Buschleute tanzte nun /Nawa selbst unter den Doktoren, ist diesen sichtbar und spricht mit ihnen. Dazu sprechen sie etwas wie Gebete, sie rufen den großen Geist des alten Buschmannes an, der viele Elefanten getötet hat, sie rufen die Geister der Toten, die ihre Krankheitsgeisterchen über die Lebenden gesendet haben, und sie bitten insbesondere /Nawa, er möge diese Krankheitsgeisterchen auf die Doktoren übertragen.

Die Doktoren liefen abwechselnd zu dem gebissenen Kind und zu den Fieberkranken, die ringsherum bei den Feuern hockten, und strichen ihnen über die schmerzenden Körperstellen, sowie von den Achselhöhlen bis zu den Sohlen und von den Schultern bis zu den Fingerspitzen nach abwärts. Gelegentlich saugten sie auch an den erkrankten Stellen oder sogen den Atem ein, der aus dem Munde der Kranken kam.

Von Zeit zu Zeit vollführten die Doktoren diese Operationen gegenseitig an sich aus, zunächst, um, wie sie sagten, die Krankheitsgifte gleichmäßig auf alle Doktoren zu verteilen, dann aber auch, um sich Kraft von den anderen Doktoren zu holen. So „geladen" lief dann der Doktor wieder zu den Patienten, um Gift zu übernehmen.

Dann und wann lief der Oberdoktor schreiend um die Reihe der stehenden Frauen herum und verschwand im Busch, um sich bei der Oberdoktorin nach der Willensmeinung /Nawas zu erkundigen. Nach etwa einer Stunde Tanzens begab sich der Oberdoktor zu dem gebissenen Kinde. Der Rücken, wo sich die Bißstelle befand, wurde mit Fett und einer Medizin eingerieben, dann wurden nochmals alle Patienten der oben geschilderten Behandlung unterzogen, und bald darauf verkündete /Nawa durch den Mund der Oberdoktorin, das Kind und auch die anderen Patienten würden gesund werden. Damit war der erste Teil der Zeremonie beendigt.

Nun begann die Doktorenprüfung, an der sich die übrigen, mit Ausnahme der musizierenden Weiber, nur mehr als Zuschauer beteiligten. Die Doktoren tanzten weiter, oft mit gegen Himmel ausgestreckten Armen und gespreizten Fingern, dann wieder sprangen sie zum Feuer und hielten die Hände über das Feuer. Das Werfen der Hände gegen Himmel bezweckte, einen Teil der Krankheitsgeisterchen dem Obergeist /Nawa zurückzugeben, der auf einem Faden zwischen Himmel und Erde auf und ab geht. Eine Gebetsgebärde ist das nicht. Auch das Halten der Hände über dem Feuer bezweckt das gleiche, weil die „Krankheitsgeisterchen" das Feuer nicht gerne haben und weggehen. Währenddessen dankten sie dem großen Geiste, daß er das Kind gerettet habe. Dann aber baten sie /Nawa, er möge alle Krankheitsgeisterchen auf den Doktorenkandidaten vereinigen und diesen töten, damit die Leute von den bösen Krankheiten befreit werden; der Sterbende nimmt nämlich die Krankheitsgeister mit sich. Durch Bestreichen, Reiben und Anblasen übertragen nun die alten Doktoren die Krankheitsgeister auf den Kandidaten. Dieser ist total erschöpft, bricht von Zeit zu Zeit zusammen, wird immer wieder hoch gehoben und taumelnd tanzt er mit Schaum vor dem Munde weiter. Die anderen Doktoren verhöhnen ihn: „Du Leopard, du Löwe, du Elefant, du unübersteigbarer Berg, du riesenstarker Mann, jetzt wirst du nicht mit den Krankheitsgeistern fertig, die wir dir gegeben haben." Noch einmal läuft der Oberdoktor zu dem ehemaligen Patienten und überträgt das etwa noch gesammelte Krankheitsgift auf den Kandidaten. 1½ Stunden dauerte dieser Höllenspektakel, dann begab sich der Oberdoktor zu seinem im Busch sitzenden Orakel und versicherte, der Kandidat ist zu stark, wir haben alle Krankheitsgeisterchen auf ihn vereinigt und den Obergeist gebeten, er möge ihn holen (töten), aber der Kandidat ist stärker als die Krankheitsgeister. Doch das Orakel befiehlt: „Es wird weitergetanzt". Während dies geschah, kam aus dem Hintergrunde eine Frau – ich konnte in dem Halbdunkel nicht ausnehmen, ob es die Oberdoktorin selbst war – und machte sich an dem eben geheilten Kinde zu schaffen, sie klatschte mit den Händen und schlug die Handflächen mit den Daumenseiten vor dem Gesicht des Kindchens aneinander und versetzte dasselbe auch in eine kurze Verzückung. Indessen wurde weiter getanzt, bis gegen 12 Uhr nachts endlich das Orakel erklärte, der Obergeist sei zwar noch nicht zufrieden, aber sie werde ihn beruhigen; der Obergeist nehme freiwillig die Krankheitsgeisterchen auch von den Doktoren weg. Nach diesen Worten schloß das Fest augenblicklich, die Leute gingen zu ihren Feuern und legten sich schlafen.

Der Kandidat hatte seine Prüfung bestanden[1].

---

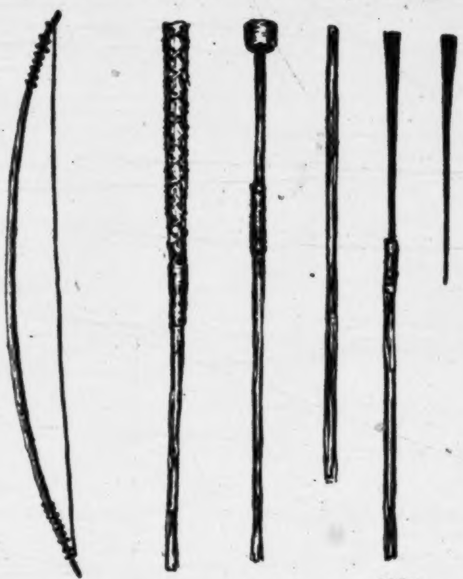
[1] Burchell hat (in der Übersetzung von Hellwald, Völkerkunde II, S. 519) eine ähnliche Schilderung aus dem Süden gegeben: „Ein Fuß bleibt stehen, während der andere schnell und regellos in Bewegung gesetzt wird, aber keine besondere Ortsveränderung erleidet. Die Arme werden nur unbedeutend bewegt. Dabei singt der Tänzer unaufhörlich und hält stets Takt mit den Bewegungen. Zuweilen senkt er den Körper und erhebt ihn dann plötzlich wieder, bis er zuletzt ermüdet sich auf den Boden niederläßt, fortwährend aber singend und den Körper im Takt bewegend, den der Gesang der Zuschauer angibt. Denn wiewohl nur eine Person auf einmal tanzt, so hat doch auch die anwesende Gesellschaft dabei zu tun usw."

Wenn die Aufregung des Tanzes ihren Höhepunkt erreicht hat und die Tanzenden durch die anhaltende Tanzbewegung, den gellenden Gesang, den Kaffeegenuß und nicht zum wenigsten durch den Tabakrauch, den sie, um sich zu berauschen, minutenlang im Munde behalten, in eine Art Taumel verfallen sind, dann trampeln die Doktoren, um ihre Feuerfestigkeit zu beweisen, mit den nackten Füßen auf den glühenden Holzkohlen herum, die sie zu diesem Zweck dem Lagerfeuer entnehmen und im Sande ausbreiten. Doch glaube ich bei manchen der jüngeren beobachtet zu haben, daß es mit ihrer Feuerfestigkeit nicht so weit her war, wie sie glauben machen wollten, und daß sie vorsichtig die allzu hell glühenden Stücke vermieden. Überrascht war ich dagegen, als gelegentlich eines solchen religiösen Tanzes der sogenannte Großdoktor — nachdem er lange und anhaltend in sichtbarer Verzückung allein getanzt hatte, so daß ihm, trotz der kühlen Nacht und trotzdem er fast unbekleidet war, der Schweiß am ganzen Körper herunterlief — plötzlich mit langsamen, gravitätischen Schritten durch das hochauflodernde Feuer schritt, wobei er mit den nackten Füßen auf die brennenden Holzscheite treten mußte.

Ich habe diese ganzen Vorgänge mit dem Oberdoktor Kasi, mit Dube und den anderen Doktoren späterhin eingehend durchgesprochen. Am meisten mag bei der ganzen Zeremonie das Fehlen des Geheimnisvollen und Zauberhaften auffallen. Diese Krankheitsgeisterchen sind keine magischen Wesen, sondern in den Augen der Buschmänner banale Realitäten. Die Buschmänner wissen sehr genau, daß viele Krankheiten nicht allein durch die Krankheitsgeister hervorgerufen werden. Wenn jemand etwas Schlechtes ißt, dann wird er davon krank, und man gibt ihm Medizin zum Erbrechen. Wenn jemand durch einen Schuß verwundet wird, dann behandelt man die Wunde. Hat der Verletzte nur in der Wunde Schmerzen, fühlt sich sonst aber wohl, dann ist kein Krankheitsgeist in ihn gefahren. Fühlt er sich jedoch im ganzen krank, dann ist er von einem Krankheitsgeist besessen. Diese Krankheitsgeisterchen heißen Dsao, es sind kleine gelbe Männchen mit dickem Bauche und Schwänzchen. Sie gehorchen den übrigen Geistern. Von diesen gibt es, wie oben geschildert, die gewöhnlichen, die dem Körper der verstorbenen Menschen entstammen, die Geister, welche bei den Sternen wohnen, und den Obergeist (/Nawa) selbst.

Schließlich kann auch der „große Kapitän" die Dsao unmittelbar über einen Menschen senden. /Nawa kann dies tun mit oder ohne Zustimmung des „großen Kapitäns", die kleineren Geister eigenmächtig oder auf Befehl dieser Mächte.

Nun haben die Doktoren ihre übernatürliche Kraft unmittelbar vom „großen Kapitän", sie sind gleich stark wie /Nawa und stärker als die kleineren Geister. Ihre Behandlung ist dementsprechend erfolgreich oder erfolglos. Die Doktoren sind also auf alle Fälle gerechtfertigt.



Zeiler

Fig. 28. Buschmannrevolver der !Kung. (Fenhof; n. Gr.)

Die Krankenbehandlung geht demnach zwei parallele Wege, einen mit natürlichen Mitteln (Medizinen und dergleichen), der sich gegen die lokalen Krankheitssymptome wendet, und einen mit übernatürlichen Mitteln, der gegen die Dsao gerichtet ist, die das Krankheitsgefühl hervorrufen.

Bei der Doktorenprüfung wird folgendes Lied gesungen:

e hehehe na ti //kau /goa dsao

Während der Behandlung selbst wird folgender Text gesungen:

/o ma ga //goa ǂam /nai tha
Er hat noch keine Medizin, er soll geworfen werden mit der Medizin.

v. Zastrow und Vedder[1] wissen über die Zauberdoktoren folgendes zu berichten:

---

[1] Die Buschmänner, l. c., S. 424.

„Der Zauberer kann sich vor den bösen Geistern der bösen Verstorbenen schützen. Er sieht sie ja und kennt die Mittel, um sich ihrer zu erwehren. Der gewöhnliche Buschmann aber hat keine Augen für sie. Er hat aber ein Mittel, um sie sich vom Leibe zu halten. In einem kleinen, fingerlangen Ledersäckchen bewahrt er einen aus Horn geschnitzten Bogen mit zahlreichen Hornpfeilen auf, die in einem Schaft aus Sauergras stecken. Befällt ihn die Furcht vor bösen Geistern, so schießt er diese Miniaturpfeile mit seinem Miniaturbogen nach allen Himmelsrichtungen um sich herum ab. Nun können die bösen Geister nicht an ihn herankommen.

Da er außerdem noch den Glauben hat, daß ein auch nur in der Richtung auf eine gehaßte Person geworfener Gegenstand dieser in geheimnisvoller Weise in den Leib fährt und sie schwer schädigt, so gebraucht er ebenfalls seinen Miniaturbogen, um sich einen Verfolger oder Feind vom Halse zu halten, indem er mit einer Verwünschung einen Pfeil in die Richtung abschießt, wo er seinen Feind wähnt, auch wenn er diesen meilenweit von sich entfernt weiß."

Während ich und der sehr erfahrene J. Lenkenbein diese Buschmannrevolver für harmlose Zauberinstrumente ansehen, ist **Seiner** anderer Meinung:

„Der ‚Revolver' ist ein ausgesprochenes Meuchelmordinstrument, das in der Schamschürze verborgen getragen wird. Der Bogen ist 10 cm lang, die Pfeile haben eine Länge von 10–12 cm und stecken nebst ersterem in einem mit Perlen verzierten Beutelchen. Dazu ist noch zu bemerken, daß die mit Sehnenbändchen über Kreuz umwickelten Pfeile mit aufgeschmierten Körperteilchen der Pfeilgiftraupe vergiftet sind. Der Buschmann zerdrückt gewöhnlich einige der nur im Dezember und Jänner erhältlichen, auf einigen Commiphora-Sträuchern (Commiphora Dinteri, C. Seineri) lebenden oder bereits an den Wurzeln unter der Erde verpuppten Raupen mit einem der stets in den Köchern befindlichen Holzstäbchen in einer Knochenschale, beschmiert den Pfeil dann mit einem klebrigen Stoff wie Wachs oder Harz, worauf er den Pfeil mit der zähen, schleimigen Raupenmasse überstreicht, die nach dem Trocknen als mehr oder minder dicke braune Kruste den Pfeil überzieht. Bis auf 7 m Entfernung ist es möglich, mit diesem Miniaturpfeil die Haut blutig zu ritzen; wäre das aufschlagende Pfeilende nicht stumpf, sondern spitz wie jenes, das im Grasschafte sitzt, so würde der Pfeil in das Fleisch selbst eindringen und in die Wunde viel mehr Gift einführen. Die Buschleute suchen sich gegen diese hinterlistige, aber anscheinend häufig angewandte Waffe zu schützen, indem sie sich gegen die Giftwirkung zu immunisieren suchen; sie bringen sich nämlich während einer Zeit von drei bis vier Wochen am Scheitel kleine Schnittwunden bei, die sie die ganze Zeit hindurch offenhalten, um in die Wunden in steigendem Grade Giftlarven zu verreiben. Die Folge sind angeblich Krankheitserscheinungen mehr oder minder schwerer Natur, mit Fieber und Übelkeiten."

DIE ALRAUNWURZEL[1]

Sie stammt von einem kleinen Busch (/gui-sa). Im Gebiete der von mir besuchten Buschmänner kommt sie nicht vor, sondern weiter im Norden. Man findet sie nur zufällig. Wenn der Doktor durch den Busch wandert, dann hört er manchmal leise sprechen. Er sieht bald eine Spur, die derjenigen einer Schlange gleicht und Blutspuren zeigt. Auf dieser Spur geht aufrecht wie ein Stock diese Wurzel. Er darf sie nicht angreifen, weil er sonst gleich sterben müßte, und sucht in die Wegrichtung der Zauberwurzel zu kommen, macht seinen Medizinbeutel auf und läßt das Alräunchen hineinlaufen. Dann wird der Beutel gut zugemacht und daheim auf einen hohen Baum gehangen. In die Hütte darf das Alräunchen nicht hereingebracht werden. Es tropft wie Blut aus der Tasche heraus. Früh am nächsten Morgen wird ein großes Feuer angemacht, Frauen und Kinder und alle kommen zusammen, jeder nimmt sein kleines Bockshorn mit und bekommt vom Doktor etwas von der vom Alräunchen stammenden Medizin. Die Medizin wird in die Haut eingerieben. Buschmänner, die bei den Weißen wohnen, dürfen diese Medizin nicht nehmen, weil sie davon krank werden. – Die Medizin bzw. der Zauber, der von dem Alräunchen ausgeht, hat geringe Wirkung bei denen, die auf die vorbeschriebene Weise behandelt wurden, aber schwere Wirkungen bei den andern. Darum wird diese Medizin auch dazu verwendet, um durch Fernzauber Feinde zu töten. Geht der Doktor zu einer Horde, die diese Medizin noch nicht hat, dann trägt er das Horn mit ihr um den Hals. Wer ihn ansieht, in den geht etwas von dem Zaubergift des Alräunchens ein.

---

[1] Vgl. hierzu: Hans Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. I. Die Hauptquelle für den mittelalterlichen Aberglauben ist eine Stelle aus der Geschichte des Jüdischen Krieges von Flavius Josephus (geb. 37 n. Chr.). Er schreibt (Bellum judaicum VII, 6, 3; Werke übers. von Cotta und Gfrörer, Philadelphia 1838, S. 762): „Das Tal, welches die Stadt Machärus auf der Nordseite einschließt, heißt Baara und erzeugt eine Wurzel gleichen Namens. Sie ist flammend rot und wirft des Abends rote Strahlen aus; sie auszureißen ist sehr schwer, denn dem Nahenden entzieht sie sich und hält nur dann still, wenn man Urin und Blutfluß (Menstrualblut) daraufgießt. Auch dann ist bei jeder Berührung der Tod gewiß, es trage denn einer die ganze Wurzel in der Hand davon. Doch bekommt man sie auf andere Weise, und zwar so: Man umgräbt sie rings so, daß nur noch ein kleiner Rest der Wurzel unsichtbar ist; dann bindet man einen Hund daran, und wenn dieser dem Anbinder schnell folgen will, so reißt er die Wurzel aus, stirbt aber auf der Stelle als ein stellvertretendes Opfer dessen, der die Pflanze nehmen will. Hat man sie einmal, so ist keine Gefahr mehr. Man gibt sich aber soviel Mühe um sie wegen folgender Eigenschaften: Die Dämonen, d. h. böse Geister schlechter Menschen, welche in die Lebenden hineinfahren und sie töten, wenn nicht schnell Hilfe geleistet wird, werden von dieser Pflanze ausgetrieben, sobald man sie dem Kranken auch nur nahebringt."

Setzt sich der Doktor nieder, dann fällt derjenige, der ihn gesehen hat, wie tot um und stirbt, wenn ihm nicht geholfen wird. Handelt es sich um Feinde, dann geht eben der Doktor wieder fort und kümmert sich nicht weiter. Dem Bewußtlosen schwillt der Bauch gewaltig an. Sind alle Prozeduren vergeblich geblieben und erinnert man sich, daß dieser oder jener Doktor die Zaubermedizin hat, dann ruft man ihn, er nimmt aus seinem Horn etwas von seiner blutähnlichen Flüssigkeit heraus, schmiert sich zuerst die eigenen Füße ein und reibt dann die Füße des Kranken und vor allem dessen Bauch in drehender Massage. Allmählich tritt die Schwellung zurück, der Kranke steht auf, setzt sich hin und ist gesund.

Diese Geschichte, die auf der Tatsache, daß es Wurzeln gibt, die einen blutähnlichen Saft haben; basiert, ist in unklarer Weise auch zur Kenntnis der Farmer gelangt und war die Ursache der lächerlichen Angst, die viele Farmer vor den geheimen Giften der Buschmänner haben.

15. DIE ELEMENTE

Himmel und Erde, Sonne und Mond, alles hat χ'u, der große Kapitän, das höchste Wesen, gemacht. In den sonnendurchglühten Wüsten, die die Buschmänner bewohnen, ist die Sonne keine Gnadenspenderin, wird es doch in der heißen Zeit so warm, daß auch der Buschmann tagsüber im Schatten bleibt, weil der Sand so heiß ist, daß man darüber nicht laufen kann.

Die Sonne war eine Menschentochter. Die Buschmänner hatten sie gesehen, und die Männer mußten diese Tochter tragen, aber da sie auf der Schulter heiß brannte, so mußten die Männer oft wechseln. Als aber die Schultern aller Männer verbrannt waren, da ließen sie die Sonne im Busch liegen und brachten sie nicht bis zu den Hütten. An dieser Stelle ist die Sonne aufgegangen. Sie ist vom großen Kapitän.

Wenn die Sonne untergeht, dann setzt sie sich auf die Erde, um zu essen. Wenn es Tag werden soll, dann geht ein Schulterblatt von ihr auf die andere Seite der Welt, wo es als Sonne herauskommt. Die Sonnenstrahlen (/gam ǂhāen) sind die Arme der Sonne. Die Sonnenfinsternis (ǂKóo) machen die Löwen, damit sie die Menschen leichter fressen können.

Fröhlich wird auch der Buschmann erst, wenn die Abendkühle kommt, und in den Zeiten des Vollmondes feiert er seine Feste. Aber von Mondanbetung ist bei den von mir besuchten !Kung-Buschleuten keine Rede.

Vom Mond wurde mir erzählt: „Den Mond haben die Leute auch getragen. Er war nicht so warm wie die Sonne, aber sehr schwer. So haben sich die Männer geholfen und ihn mit großer Mühe zu den Hütten gebracht. Der Mond war ein Mann, er sagte: ‚Ich bleibe lieber allein und mag nicht bei euch sein.' Da sagten die Buschmänner: ‚Wenn du allein in die Wüste gehst, mußt du sterben.' Aber der Mond folgte nicht, ging hinaus und ist gestorben. Dann ist er aber wieder aufgewacht und wie die Sonne aufgegangen, darum ist er wie diese vom ‚Großen Kapitän'. Wenn er verschwindet, dann ist er gestorben. Wenn nur eine Seite von ihm zu sehen ist, dann ist er jung. Wenn er kleiner wird, dann ist er alt. Die Farbe des Mondes stammt von seiner Galle (/góo)."

Die bekannte Geschichte vom Mond und vom Hasen wird dort auf folgende Weise erzählt:

Der Mond sagte einmal zum Hasen: „Ich sterbe und wache wieder auf, ihr auf der Erde solltet dasselbe tun." Der Hase aber antwortete: „Nein, das können wir nicht, die wir auf der Erde sind, das kannst nur du, weil du in der Luft bist, bei uns geht das nicht; wenn wir einmal sterben, so wachen wir nicht mehr auf." Und der Hase hat recht behalten, es ist bis heute so.

Die Mondesfinsternis !aui dasa wird von den Löwen gemacht, damit sie leichter in die Buschmannhütten schleichen können.

Kometen, χ'u !gam, sind Sterne des großen Kapitäns, sie bringen Glück. Wenn eine Sternschnuppe, ǂgomma, fällt, dann sagt man, genau so wie bei uns, es stirbt jemand. Die Sterne nämlich sind die Lagerfeuer jener Geister, die auf Befehl des großen Kapitäns herabkommen und die Seelen der Sterbenden holen.

Erdbeben, χ'âna !gee, kündigen Krankheiten an. Der Regenbogen, !Khâni lnâo, kündigt ein gutes Regenjahr an.

Was der Buschmann erfleht und erbittet, ist nicht Sonnenschein, sondern Regen. Über den Regen gebietet der große Kapitän allein.

Blitz und Donner sind keine eigenen Wesen, sondern die macht der Regen. Wenn jemand vom Blitz erschlagen wird, dann sagt man: „Der Regen hat ihn getötet.“ Wenn es in der Ferne blitzt und donnert, dann sagt der Regen: „Heute werde ich donnern auf der ganzen Erde.“ Wenn es auf verschiedenen Seiten blitzt und donnert, dann sprechen die Wolken miteinander. Und wenn sie mit ihren Köpfen sich berühren, dann kommt der Regen herunter, und die Wolken breiten sich über die ganze Welt aus. Der Regen, der auf die Erde heruntergekommen ist, bleibt nicht da, die Wolken kommen wieder aus der Erde heraus. Der Regen gehorcht dem großen Kapitän. Im Sturm reißt der große Kapitän die Bäume um. Aber wenn ein Mensch etwas Schlechtes gegen ihn sagt, dann bleibt die Strafe nicht aus. Denn χ'u sagt zum Regen: „Du sollst jetzt gehen und ihn töten.“ Und der Regen geht hin und tötet den Mann mit dem Blitz. Wenn aber der große Kapitän zum Regen sagt: „Du sollst jetzt gehen und ihn strafen“, dann schlägt der Blitz bloß in den Windschirm ein, daß alles zusammenbricht und der Übeltäter herausgeworfen wird. Dann laufen die Leute hinzu, reiben den Bewußtlosen mit Medizin ein und brennen ihm mit glühenden Hölzchen die Haut, bis er wieder zu sich kommt.

So läßt der erzürnte große Kapitän strafen.

Der betroffene Buschmann ist nun aber weit entfernt, den großen Kapitän etwa im stillen oder öffentlich um Verzeihung zu bitten, er ist überzeugt, daß das nichts nützen würde. Er vertraut sich dagegen dem folgenden Verfahren an: Es ist bekannt, daß dort, wo der Blitz in Quarzsand fährt, die sogenannten Blitzröhren oder Fulgurite entstehen. Diese Tatsache ist auch dem scharfen Auge der Buschmänner nicht verborgen geblieben. Meine Freunde erzählten: Dort, wo der Blitz eingeschlagen hat, findet man gewöhnlich einen Stein, „Regenzahn“ genannt. Mit diesem Stein ritzt sich der vom Blitz Gestreifte die Haut, reibt Medizin ein, die Jagdglück bringen soll, und sucht einen Gemsbock zu erjagen. Ist ihm das gelungen, dann kocht er Fleisch von dem Bock zusammen mit dem Regenzahn. Ist noch ein zweiter bei der Horde, der vom Blitz schon einmal gestreift wurde, dann muß dieser mit ihm zusammen das Fleisch essen. Dann wird Medizin gemacht aus diesem Fleisch und anderen Ingredienzien, und diese wird in das Horn eines kleinen Buschböckchens gegeben und vom dem Betroffenen um den Hals getragen.

Wenn der „Regen“ nun noch einmal kommt, dann geht er wieder zu der Hütte des Betroffenen, geht durch das Feuer, wo der Bock gekocht wurde, hindurch und reißt einen Knochen des Bockes (diese Knochen bleiben an Ort und Stelle liegen) mit sich und fährt mit ihm in den nächsten Baum. Der Knochen kocht in dem Baum, der Schaum kommt auf der Seite heraus und unten das Fett. Ist der Regen vorüber, dann wird der Knochen wieder herausgezogen und mit Gemsbockhorn und Duikerhorn und Fleisch eingekocht, verkohlt und zu einer Medizin verrieben. Dem Betroffenen werden nun Einschnitte auf der Zunge, der Stirn, den Wangen, der Brust und den Beinen gemacht, mit Fett eingerieben und diese Medizin hineingeschmiert. Nun ist er bis auf weiteres vor der Verfolgung durch den Regen sicher.

16. DER REGENZAUBER

Unmittelbar wendet man sich an den großen Kapitän, wenn man Regen braucht. Nicht alle Doktoren können den Regen herbeischaffen, nur einige wenige, die sich der besonderen Gunst des großen Kapitäns erfreuen. Dann wird ein Tanz veranstaltet, bei welchem sich die Doktoren in den unten geschilderten Trancezustand versetzen. Dazu wird der folgende Klagegesang unzählige Male wiederholt:

!gará guri dee ná ǂam	Warum regnet es nicht?
χ'ná dä rá /gaa !ái /gaa	Welcher Herr hält den Regen fest?
/gám khui hā	Die Sonne ist heiß.
!kũng-ná guri /gää /gää	Wird der Mensch leben?
//gauána tani /gee ǂgáo	Bringen die Geister den Winter?
!kung /goá hää !koá !kung ö dehn-ā	Wo soll der Mensch trinken?
//gaa /a //gää !kung /ā a //gää	Wenn es so ist, kann der Mensch nur verdursten!
!kunā //gää ne ee	Was kann der Mensch nun machen?
Ha-!kung tam hā m tam ná /ā gää	Wir bleiben besser hier, weil wir verlassen sind!

Schließlich hört der große Kapitän im Himmel den Jammer. Der Doktor läuft vom Tanzplatz weg in den Busch und sieht, wie ein dünner Faden vom Himmel herabgelassen wird. An diesem Faden klettert der Doktor hinauf. Der große Kapitän aber kommt ihm auf halbem Wege entgegen. Sobald der Doktor den großen Kapitän sieht, wirft er ihm ein rotes Pulver (Ocker mit Medizin) entgegen. Nun zieht der große Kapitän den Doktor hoch und führt ihn zum Himmelshaus. Vor demselben sieht der Doktor die Geister seiner verstorbenen Kollegen, die jahraus, jahrein vor dem Hause stehen. Der Doktor fängt dann zu bitten an: „Herr, hilf uns, die Kinder sterben, wir verdursten und verhungern." Er bittet und bettelt so lange, bis der Kapitän sagt: „Es ist gut, ich werde Wasser schicken, damit die Kinder Wasser und Feldkost haben." Dann begleitet der große Kapitän wieder den Doktor bis zur Hälfte des Weges. Sobald der Doktor unten ist, läßt er den Faden los, welcher sogleich hochgezogen wird. Nun tanzen die Leute und singen; denn der Regen ist gekommen:

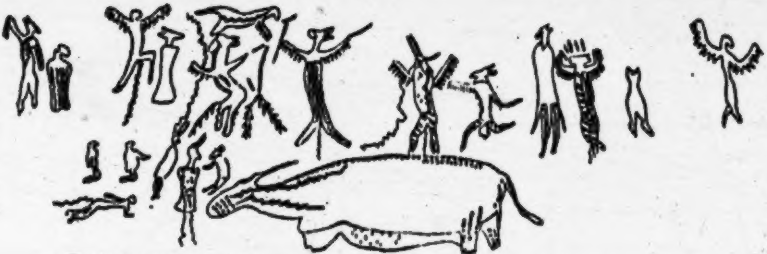


Fig. 20. Totengeister und Regentier (ex Bleek, Rock Paintings in South Africa etc., Tafel 58)

ǂgá-é daó-jā /gaa	Wir freuen uns jetzt über den Regen.
//ē gā djueā !kho ádshōja /ga	Dann freuen wir uns alle zusammen.
//ē gā hin a /gaa /gaa	Dann kommt der Regen.
da //goá dehn !gu da adechōēa χ'ü	Dann loben die Leute den Herrn.

Ein anderer !Kung sagte mir: „Der große Kapitän im Himmel schickt den Regen und alles, was von oben kommt. Wenn er nicht will, bleibt alles zu. Der Regen wird oben aufgemacht, dort ist ein großes Vlej. Den Namen des großen Kapitäns kenne ich nicht. Die Hei//om nennen ihn Som-seb."

1[illegible]. RELIGION

Überblickt man kritisch die Summe der Vorstellungen, welche das religiöse Leben der !Kung bestimmen, so erkennt man, daß, wie es bei einem so alten Volke ja nicht anders zu erwarten ist, die Elemente verschiedener Religionen Eingang gefunden haben. Allen Buschmannstämmen, die ich besucht habe, ist der Glaube an ein höchstes gutes Wesen gemeinsam, dessen Namen variiert. Die hier Beschriebenen nennen das höchste Wesen χ'u, „den Herrn" oder „den großen Kapitän"[1]. Es ist derselbe Ausdruck, den die Kaphottentotten mit der gleichen Bedeutung und Aussprache 705 dem deutschen Reisenden Kolbe gegen über gebrauchten[2]. Von den umliegendenHei//om-Stämmen kann der Name

---

[1] Nach Vedder ist (Tsumeb) Huwe das höchste Wesen. Wenn die ersten Feldfrüchte reifen, wird vor Sonnenaufgang ein Opfer dargebracht. In ein durchbohrtes Holz wird ein frisch gebrochener Zweig hineingesteckt. Die Leute sitzen im Kreis herum, und der älteste reicht eine aus einem Röhrenknochen gefertigte Tabak- oder Dachapfeife herum.

[2] Auf meine diesbezüglichen Beobachtungen ist J. Schapera (The Khoisan peoples of South Africa, 1930) kritisch zurückgekommen. Ich habe hierzu zu bemerken: Der „große Kapitän" bei den Ost-Kung kann mit Recht als „höchstes Wesen" bezeichnet werden. Seine Charakteristika habe ich bereits in meinen früheren Veröffentlichungen gegeben.

Die Schreibung lautet richtig χ'u. Mit χ' bezeichne ich einen Kläke, der noch tiefer angesetzt ist als „!". Er findet sich auch in anderen Worten wie etwa χ'Ama = Löwe. Da nicht alle Redaktionen über die entsprechende Letter verfügen, habe ich manchmal auch Khu oder Chu schreiben müssen. Dieses Wort, das auch die !Kung mit „Herr" oder „großer Kapitän" übersetzen, findet sich bereits, wie Schapera anführt, 1705 als Khourou — „Supreme Ruler" und „Great Chief" oder „Großer Kapitän" bei den Kap-Hottentotten; ein ganz analoges Zitat bringt Kolbe wenig später und Hahn berichtet von einem alten Nama „The people say, if it is thundering, the Lord (Khub, i. e. Tsui//Goab) is speaking; he is scolding them", Schapera, l. c., S. 381.

Der Glaube an einen großen Kapitän ist also den !Kungbuschmännern und den Kap-Hottentotten gemeinsam gewesen, und das hohe Alter der Nachrichten vom Kap schließt es aus, daß hier ein missionarischer Einfluß wirksam war. Ebenso wie bei den !Kung ist auch bei den Naron der Miß Bleek dieser Glaube offenbar uralt, und nicht erst von den christlichen Hottentotten übernommen. Im Ovambolande verschwimmt der Begriff χ'u mit Huwe, und ich glaube, daß auch J. Schapera Huwe, Chuwe und χ'u für identisch hält. Daß die Ost!kung den Glauben an ein höchstes Wesen haben, habe nicht ich entdeckt, sondern diese Entdeckung hat schon 1910 H. Vedder gemacht.

Es muß jedermann auffallen, daß zwischen den Berichten, die ich bei den Ost!kung vom Himmelsherrn aufgenommen habe und den Daten, die H. Vedder von dem /Gamab der Honigkaffern der Otaviberge beibringt, eine weitgehende Übereinstimmung besteht. Auch örtlich liegen diese Gebiete ja auch nahe beieinander. Es fragt sich nun, haben die !Kung diese Lehre von den Honigkaffern übernommen, was Schapera anzunehmen scheint, oder ist das Umgekehrte der Fall. Bei den Bergdama des Mittellandes, wo ich umfangreiche Studien, speziell im Reservat von Okombahe vornehmen konnte, ist von diesen Anschauungen der Honigkaffern kaum etwas vorhanden. Die Bergdama sind ein Negerstamm, der seine ursprüngliche Kultur und Sprache vollkommen eingebüßt hat und der sich durch lange Zeit in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Buschmännern befand, deren zum Teil recht stümperhafte Nachahmer sie geworden sind. Noch heute gehen von Windhuk und Okombahe Bergdama, die Zauberdoktoren werden wollen, zu den !Kung, um dort zu lernen. Wären die von H. Vedder berichteten Auffassungen der Honigkaffern urnegerisches Kulturgut, dann müßten sich doch Parallelen finden lassen, und dann wäre doch zu erwarten, daß sich zumindest in den Namen, die sich auf das Jenseits beziehen, Spuren der alten Sprache finden. Fast durchwegs liegt bei den Bantu die Welt des Jenseits unter der Erde, bei den Khoisan aber am Himmel., Aus allen diesen Gründen ziehe ich den Schluß, daß die Honigkaffern die Lehre von /Gamab von den !Kung übernommen haben. Der Ausdruck Erob oder Elutor, der sich bei manchen Buschmannstämmen findet, geht zweifellos auf christlich-hottentottischen Einfluß zurück. Die Doppelnamigkeit des höchsten Wesens aber bei verschiedenen Gruppen im Ovambolande läßt darauf schließen, daß hier doch nur ein neuer Name für eine altbekannte Vorstellung Eingang fand, und zwar mit solcher Intensität, daß z. B. die Hei//om an der Etoschapfanne ihre wichtigste Heilwurzel Erobwurzel nennen. Übrigens ist es ebenso wie bei den Honigkaffern bei den Hei//om der Etoschapfanne /Gamab, der Donner und Blitz schickt und der die Menschen durch Sternschnuppen tötet. J. Schapera kommt zu der Erkenntnis, daß die Vorstellung von Huwe, Thora und der Mantis als Schöpfer, als Spender des Regens und des Erfolges in der Jagd und als Beschützer der Menschen allen Buschmännern gemeinsam ist (l. c., S. 195) und auch bei den Hottentotten ihr Analogon hat. Doch scheint er dieses Wesen eher als einen Regengott anzusehen. Ihm steht als Gegenspieler, der den Menschen Böses tut, unter schwankendem Namen //Gaua gegenüber. Schapera meint, daß die ursprüngliche Bezeichnung //Gaua für die Geister der Toten galt. Dies ist zu einem guten Teile richtig. Meine an verschiedenen Orten gepflogenen Erhebungen ergaben aber, daß unter //Gaua alle möglichen, nichtkörperlichen Wesen verstanden werden, also Geister in unserem Sinne und immaterielle Kräfte aller Art. Der große Kapitän wird ja bei den !Kung im Grunde genommen körperlich gedacht. P. W. Schmidt hat nun aber diesen //Gaua als ursprünglichen Himmelsgott angesehen. Hierfür mögen vergleichende religionsgeschichtliche Tatsachen sprechen.

Wenn ich Schapera recht verstehe, so sind wir uns darüber einig, daß bei den Buschmännern ein guter Hochgott tatsächlich vorhanden ist, den er aber nicht als höchstes Wesen bezeichnen möchte. Ich halte aber daran fest, daß dieses Wesen nach dem gemeinen Sprachgebrauche so bezeichnet werden muß. Die Völker der Khoisangruppe haben nach dem Ausweise der prähistorischen Funde eine bewegte Geschichte hinter sich, in ihnen leben die verschiedensten Rassen fort, ihre Kultur ist in optimaler Anpassung an die Daseinsbedingungen als eine Restkultur nicht stammen, denn diese gebrauchen hierfür das Wort Somseb. Eher wäre an Huwe zu denken. Huwe oder Hue nannten die !Kungbuschleute von Tsumeb, die Vedder untersuchte, das höchste Wesen. Von Buschleuten aus Ukuambi kenne ich auch den Ausdruck Chuwa. Dieses höchste Wesen wird menschlich gedacht, es sieht aus wie ein Buschmann und spricht auch Kung. Er wohnt im Himmel in einem Hause, das zwei Etagen hat, in der unteren Etage wohnt seine Frau, deren Namen unbekannt ist, ferner viele Kinder. In der oberen Etage wohnen die Seelen der Verstorbenen. „Das Haus" (es soll ähnlich, aber nicht ganz so wie ein Buschmannwindschirm sein) „ist außen haarig wie eine Raupe." Es gibt vielerlei dort oben, aber nur ein einziges Haus, nämlich das des Kapitäns. Honig, Heuschrecken und dicke Fliegen gibt es in Überfluß. Davon nährt sich der große Kapitän. Außerdem gibt es eine Menge Schmetterlinge. Als Funktionen dieses höchsten Wesens werden angesehen:

1. Nach der Meinung der einen hat der große Kapitän Sonne, Mond und alles gemacht. Nach der Meinung anderer hat der oberste der Geister /Nawa dies getan.
2. Der große Kapitän beruft die Doktoren zu ihrem Beruf und gibt ihnen übernatürliche Kraft.
3. Er ist der Herr über den Regen und über den Blitz.
4. Er schickt durch den obersten der Geister das Glück auf der Jagd oder beim Feldkostsuchen.
5. Wenn jemand schlecht über ihn denkt oder spricht, den straft er mit dem Blitze. Um das sonstige Tun und Lassen seiner Buschmannkinder kümmert er sich jedoch nicht. Es sei denn, daß jemand falsch schwört. Die Kung haben einen regelrechten Eid, und einer meiner Gewährsleute berichtete mir wie folgt:

Wenn eine Gruppe zur Jagd geht und einer von den Teilnehmern während der ganzen Dauer der Jagd nicht gesehen wird, so gerät er in Verdacht, sich verdrückt zu haben. Dann schwört er beim großen Kapitän nu'χu, und dann glauben ihm alle.

Für gewöhnlich läßt jedoch der große Kapitän alles durch den obersten der Geister und kleinere Geister besorgen. Die Hauptsorge der Buschleute ist es also, sich mit diesen Geistern gut zu stellen, doch bietet der große Kapitän Schutz gegen alle bösen Geister, und darum wendet man sich auch an ihn bei schwerer Krankheit und vor Antritt einer Reise mit folgenden Gebeten:

---

anzusehen, und es ist darum selbstverständlich, daß ihre Weltanschauung synkretischen Charakter hat, zumal ja die religiösen Ideen Kulturelemente mit ausgesprochen diffuser Verbreitungstendenz sind. Wie alle Menschen haben auch die Buschmänner mit den anderen Primitiven ein im Grunde gleichartiges Denken mit uns. Auch der Buschmann hat ein ausgesprochenes Kausalbedürfnis. Dieses drängt jedoch weniger auf eine kausale oder konditionelle Begründung der gegebenen Zustände, wie auf die der Vorgänge. Daher werden wir bei den Primitiven seltener klar durchdachte Vorstellungen über den Ursprung der Welt der Tiere, Menschen und Pflanzen finden, als eine klare Beantwortung der Frage nach dem Verursacher der aktuellen Vorgänge, d. i. des Regens, des Gewitters, der Krankheit, des Todes, überhaupt von Unglück und Glück im menschlichen Leben. Dieser Verursacher ist entweder ein menschenähnlich gedachtes Wesen über den Wolken oder es sind die Ahnengeister. An diesen beiden Anschauungen orientiert sich im allgemeinen auch das religiöse Bedürfnis oder das Schutzbedürfnis. Eine je größere Bedeutung den guten Ahnengeistern und ihrer Beeinflußbarkeit durch magische Praktiken zukommt, eine um so geringere Bedeutung hat das als generelle Causa efficiens gedachte Himmelswesen. J. Schapera wird mir zweifelsohne zustimmen, wenn ich sage, daß im Gegensatz zu den Bantu das Kausalbedürfnis und das religiöse Schutzbedürfnis an Thora, Huwe, /Gamab u. a. orientiert ist und dieses Himmelswesen also bei den Buschmännern jene Rolle spielt, die wir einem „guten höchsten Wesen" zuschreiben. Zur Kritik der Anschauungen der Buschmänner sei hervorgehoben, daß die Buschmänner wie alle Primitiven ihre religiösen Vorstellungen nur soweit systemisieren, als dies zur Befriedigung ihres religiösen und Kausalbedürfnisses notwendig ist. Wir werden also eine von Gruppe zu Gruppe, ja von Individuum zu Individuum verschiedene Geschlossenheit des Weltbildes antreffen, und ein voll durchgebildetes System der Buschmannreligion wird kein Forscher entdecken können, weil ein solches nicht vorhanden ist. Was ich bei meinen einzelnen Gewährsmännern aufzeichnen konnte, habe ich mit der Exaktheit eines geschulten Naturforschers wahrheitsgetreu unter Berücksichtigung aller Kautelen aufgezeichnet. Aus diesen Aufzeichnungen habe ich den zwingenden Schluß gezogen, daß ein gutes höchstes Wesen in ihrem Weltbilde real ist.

χ'u, χ'u hői mi, //kai tsao mi
toχ'obe !khu !gaise ǂani u mi /nãna /ge a
!nore gana ti /ge a gana ti tsa /Nane /ã mi tsu[1]

Herr, Herr hilf mir, hebe mich.
„Der Herr soll mich gut führen nach dem Platze,
wo ich hingehe, und er soll mich gut zurückführen,
daß ich gesund nach Hause komme."

Vor der Jagd beten die Doktoren zum großen Kapitän um Jagdglück. Es ist schon kein Zweifel, daß sich die Buschmänner unter diesem „großen Kapitän" ein allmächtiges und zugleich gütiges Wesen vorstellen. Sein Exekutivorgan ist, wie schon bemerkt, der oberste der Gauabs. Dieser wird von den gewöhnlichen Leuten „der Gauab" genannt. Er hat aber einen Namen, den nur die Doktoren wissen und dessen Aussprechen üble Folgen haben kann. Da ich schließlich die Ehre hatte, von den Doktoren als ihresgleichen angesehen zu werden, so erfuhr ich ihn auch. Er heißt: /Nawa. Eine Deutung dieses Wortes konnte mir nicht gegeben werden. Nun bringt aber Miß Bleek aus Tanzliedern der Angola-Kung das Wort: /Nwa-se, das eine Abkürzung für Nwima-se = Neumond sein soll. Darnach könnten wir in diesem Obergauab vielleicht den Hochgott einer mondmythologischen Religion sehen, die sich als ein fremdes Element über den primitiven Monotheismus des χ'u- oder Huweglaubens gelegt hat. Wie in solchen Fällen immer, ist das höchste Wesen der eingedrungenen Religion in ein mehr oder weniger böses Prinzip verwandelt worden. Als solches fungiert es auch im Glauben der Nama und Dama, und aus diesem Ideenkreise stammte die Übersetzung des Gauab mit Teufel. Ein getaufter !Kung in /Nuiseb sagte mir auch, die Buschmänner hätte der Teufel gemacht, denn dieser habe, wie mir alte Doktoren berichteten, einmal zu den Dingen gesagt: „Du wirst ein Kudu, du ein Eland, du ein Buschmann" usw. und so ist alles geworden. Bei den !Kung-Buschleuten ist /Nawa keineswegs immer böse. Er bringt unmittelbar das Glück auf der Jagd, und ihm wird auch eine Art Primitialopfer dargebracht, indem kleine Stücke vom Fleische der Jagdbeute ins Feuer geworfen werden.

/Nawa schickt aber auch gewöhnlich die Krankheiten, teils mit, teils ohne Zustimmung des großen Kapitäns. /Nawa ist weder im Himmel noch auf der Erde, sondern er läuft auf Fäden in der Luft umher, wo auch die anderen kleinen Geister herumlaufen. Ob /Nawa eine Frau hat, ist nicht bekannt. Im hohen Buschwald spielt der Wind keine Rolle, aber meine Erfahrungen bei den Buschleuten der West-Kalahari und der Namib zeigen, daß /Nawa auch irgendwie mit dem Wind zusammengebracht wird, denn in den gewaltigen Windhosen tritt er höchstpersönlich in Erscheinung, und bei den Naukluft-Buschleuten soll man nicht schlecht über den Wind sprechen, weil sonst der Gauab den Windschirm umwirft.

Außer /Nawa gibt es noch ein Heer von anderen kleinen Geistern, und zwar a) solche, die zur Verfügung des großen Kapitäns und /Nawas stehen und am Himmel sitzen, wo die Sterne ihre Lagerfeuer sind. Sie sind es, die dem Menschen die Seele rauben und zum großen Kapitän bringen. Dann gibt es noch welche, die wie /Nawa auf Fäden, die zwischen Himmel und Erde gespannt sind, hin- und herlaufen. Ganz böse Geisterchen hausen im Wasser, und Wald und Flur sind von den kleinen Gauabs bevölkert. Diese sind aber nichts anderes als wie die fleischgeborenen Geister der verstorbenen Menschen. Damit kommen wir zu

18. SEELENLEHRE UND UNSTERBLICHKEITSGLAUBEN

Das Lebensprinzip des Menschen ist die Seele Cha. Dasselbe Wort bedeutet auch Herz. Dieses Cha ist unsterblich, die Gauab, die bei den Sternen wohnen, bringen es zum Haus des großen Kapitäns. Dort wohnen in der zweiten Etage die Seelen aller Völker, sogar die der Weißen. Sie machen nichts und essen auch nichts. Bei anderen Buschmannstämmen, die ich besuchte, verwendet der große Kapitän diese Cha, um damit neue Menschen zu schaffen. Bei meinen Freunden aus dem Buschfeld ist jedoch das Dolce far niente in der zweiten Etage des Himmelshauses die letzte Bestimmung des Menschen. Dorthin kommen die Seelen aller, der Guten und der Bösen. Eine Vergeltung im Jenseits gibt es nicht.

---

[1] Niederschrift des Dama-Dolmetschers.

Der Körper aber wird zur Erde bestattet. Nach einigen Tagen wird das Fleisch lebendig und verschwindet dann. Der Gauab des Verstorbenen ist entstanden, kommt aus dem Grabe heraus, geht auf die Jagd, ißt und trinkt und führt als Schatten ein ähnliches Leben wie zu Lebzeiten. Das Grab ist sein Haus, dorthin geht der Schatten[1] schlafen, wenn er müde ist. Diese Geister können aber nicht in Steine, Pflanzen oder Tiere hineinfahren oder sich in solche verwandeln. Von diesem echten Animismus ist keine Spur vorhanden. Der Gauab ist vielmehr eine (um das im Grabe verbleibende Skelett) verkleinerte Ausgabe des einst lebenden Buschmannes. Er sieht ähnlich aus wie ein Buschmann, aber viele von diesen Gauab sind lahm. Sie sind im allgemeinen boshaft, und wenn jemand am Grabe vorbeigeht und sie ärgert, dann schicken sie die Krankheitsgeisterchen, die sie bei Lebzeiten einst selbst getötet haben. Diese Krankheitsgeister werden als kleine gelbe Männchen mit dickem Bauch gedacht.

Wir haben also bei den !Kung-Buschleuten eine ausgesprochene Zwei-Seelenlehre. v. Zastrow und Vedder[2] berichten:

„Die /Oresen sind böse Leute gewesen. Sie sind gestorben, können aber nicht zur Ruhe kommen. Ihre Bosheit läßt sie nicht ruhen. Immer noch wollen sie anderen Schaden zufügen. So haben sie im Leben gehandelt. So wollen sie auch noch nach dem Tode tun. Sie quälen die Menschen, erschrecken sie und suchen sie zu töten. Wenn sie Menschen getötet haben, so essen sie deren Fleisch. Sie kommen in der Nacht. Die Zauberer können die bösen Geister sehen. Die Zauberer warnen dann die anderen, die nichts sehen können. Die /Oresen wohnen in den Gräbern. Von da aus machen sie ihre Rundgänge. Zu ihren Gräbern kehren sie immer wieder zurück. Ein Buschmann geht daher einem Grabe immer aus dem Wege. Er weist auch nicht mit einem ausgestreckten Finger auf ein Grab. Er ruft auch nicht einem Gefährten zu: ‚Dort ist ein Grab!' Man geht in großem Bogen um die Gegend, wo ein Grab ist. Kommt ein Buschmann aber unvermutet an einem Grabe vorbei, so nimmt er einen Stein und legt ihn darauf. Das ist ein Gruß für den Toten. Man macht dadurch das Grab noch sicherer vor den wilden Tieren."

Aus der Gegend von Foxhof habe ich noch folgende Informationen nachzutragen:

„Der Gauab, der aus dem Fleisch des Leichnams entsteht, bleibt beim Grabe sitzen. Wenn nun ein Verwandter vorbeikommt und der Gauab sitzt im Freien, so denkt sich der Gauab: den Menschen kenne ich gut, warum geht er hier vorbei und gibt mir kein Wasser, dann wird der Gauab böse und macht ihn krank. Wenn nun die Doktoren singen, so erkennen sie, was los ist und sagen: Du bist heute bei dem Grab des N. vorbeigegangen und hast nichts gegeben. Daher mußt du morgen ganz in der Frühe Wasser nehmen und ein Straußenei damit beim Grabe hinstellen. So ein Gauab geht auch auf die Jagd, tötet ein Wild, macht sich Feuer, schneidet das Wild auf, nimmt Fett und bringt es zu den Doktoren, während sie singen. Der Gauab, den die anderen Leute nicht sehen können, setzt sich in ziemlicher Entfernung von den Tanzenden hin. Der Doktor sieht ihn aber und geht zum Gauab. Der sagt ihm, wo das Wild liegt, und der Doktor erzählt dies den übrigen Leuten, die holen das Wild und loben den Gauab.

Die Sterne sind die Lagerfeuer der Gauab.

Die Seelen, die die Gauana gestohlen haben, bringen sie auf ihre Werft und dann wieder ins Grab zurück. Die Leute hören im Felde oft eine Stimme, dann ruft der Gauab, und während sie gehen, finden sie ein totes Wild. Wenn der Gauab auf der Jagd ist und sich zuweit von seinem Grabhause entfernt hat, so muß er auf einem Baum schlafen. Die von den Gauabs gestohlenen Seelen werden zum Teil zu dem Kapitän der Gauana gebracht. Diese Seelen, die dahin gebracht werden, werden wieder wirkliche Menschen oben beim Kapitän des Regens. Die anderen aber sind die kleinen Gauabs, die hier auf die Jagd gehen."

Von besonderer Bedeutung erscheinen die Aufnahmen, die Bleek[3] vor 50 Jahren gemacht hat. Die !Kung erzählten damals von einem Wesen namens /Chue. Dasselbe verwandelt sich der Reihe nach in verschiedene Fruchtbäume und Feldkostpflanzen, in einen Herero usw. Eines Tages verwandelt es sich in einen //Gui-Baum, seine Frau ißt davon, der Baum verschwindet, und /Chue verwandelt sich in eine Fliege. Ein anderes Mal wird er sogar ein Wasserloch, dann wiederum ein Gecko, bei Nacht verwandelt er sich immer wieder in einen kleinen Menschen. Die Herero suchen ihn, können ihn aber nicht finden. /Chue macht dann Feuer und stirbt. Sein Vater sieht dies und zieht dann in seine Heimat, die auf einem großen Berge namens //Noa liegt. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir diesen /Chue mit Huwe identifizieren. Dieser Huwé wird aber dann bekanntermaßen gelegentlich dem großen Kapitän χ'u gleichgesetzt. Er trägt in dieser alten Fassung aber auch deutliche Züge des Heiseb.

---

[1] Besser als „Schatten" wäre vielleicht „lebender Leichnam".

[2] Die Buschmänner, l. c., S. 421.

[3] W. H. J. Bleek and L. C. Lloyd, Specimens of Bushmen Folk lore. London 1910–11. S. 10–13.

Die !Kung, welche W. H. J. Bleek zur Verfügung standen, kannten auch einen Bittgesang an den jungen Mond. Dazu bliesen sie auf Trompeten aus Antilopenhörnern. (Bleek-Lloyd, l. c., S. 15.)

Die alten !Kung nannten die Wahrsagehölzer selbst /Chu, was offenbar wieder derselbe Name wie der des großen Kapitäns ist und sich mit der Nachricht Dornans über die Masarwa deckt, daß Modimo selbst aus den Wahrsagehölzern spreche.

Vedder berichtet, daß im Krankheitsfall ein Bote zum Grabe eines Ahnen geschickt wird, der dort betet: A dai-dai mi lhâ ti /χ'ai-a? (Warum mein Sohn ist krank?) ǂnu /kôâ (gesund leben).

Während meine Gewährsmänner das Vorhandensein jeglicher animistischer Vorstellung leugneten, glaubten die alten !Kung, daß gewisse Schlangen, Eidechsen und Antilopen, die in der Nähe von Gräbern angetroffen werden, ebenso wie bei den Bantu Totengeister darstellen[1].

19. TANZLIEDER

Einige wenige Tänze konnte ich aufnehmen:

1. Tanzlied bei der Hochzeit

ee ga ee /nuia khe e /goaro be	Wir singen vom Kinde. (Wiederholt sich.)

2. Pantomimischer Elandtanz

χ'ai /nui !gaa u da !gaa	Läufer mit dem Pfeilgift im Leibe
ts-li !gowara //goe	Läufst du mit dickem Kopf.

Der Elefantentanz wird sonderbarerweise mit dem Refrain gesungen: „Das Owambomädchen geht zwischen den Männern herum.“

Die !Kung haben auch ein Kampfspiel. Es bilden sich zwei Parteien, die sich auf ziemliche Entfernung in Front gegeneinander aufstellen und nunmehr mit Vogelpfeilen aufeinander schießen. Die Buschmänner haben eine ungeheure Fertigkeit darin, diesen Pfeilen auszuweichen.

Über die Hei//om bei Tsintsabis berichtet mir Farmer Friedrich bei Duwib: Wenn der Werftälteste stirbt, dann macht dessen Nachfolger einen Einschnitt auf seiner Stirn zwischen den Augenbrauen und spritzt das Blut gegen Osten, dann schneidet er sich in den kleinen Finger und spritzt das Blut nach Westen. Dies geschieht, damit der tote Häuptling im Jenseits dafür sorge, daß die Hinterbliebenen immer Feldkost haben.

Bei der Mädchenweihe werden die Geister des Ostens und Westens in Liedern angefleht, die junge Frau immer Feldkost finden zu lassen.

Hat der Mann nach mehrtägigem Jagdzuge Verdacht, daß die Frau ihm untreu geworden ist, so kann er durch ein ‚Ordal' den Tatbestand klären. Er nimmt eine harzige Wurzel, die wie eine Kerze mit heller Flamme brennt, stellt diese abends in den Eingang seiner, d. h. seiner Frau Hütte und beobachtet die Richtung, die die lange Flamme andeutet. Weist die Flamme in das Innere des Hauses, so ist Ehebruch während seiner Abwesenheit vorgekommen. Weist sie nach außen, so ist die Frau unschuldig.“

20. DAS RECHT

Die Normen des natürlichen Rechtes sind bei den Buschmännern die gleichen wie bei uns. Das Familienoberhaupt ist zugleich der oberste Richter. Da aber bereits die nächste Sippe gewissermaßen als fremder Staat gilt, sind die Grenzen zwischen Recht, Krieg und Rache durchaus fließend. Der Rechtsbereich beschränkt sich also eigentlich auf die Familie. Da die einzige Strafe, die wirklich verhängt werden kann, nur die Todesstrafe ist, so wird sie bei verheirateten Männern nur selten angewendet, weil ja Richter und Nachrichter für den Unterhalt der Hinterbliebenen des Verurteilten aufkommen müssen. In alter Zeit wurden die zum Tode verurteilten Frauen verbrannt oder mit dem Kirri erschlagen, die Männer mit dem Giftpfeil getötet.

---

[1] W. H. J. Bleek and L. C. Lloyd, l. c., S. 430.

Das Recht auf persönliches Eigentum an Gebrauchsgegenständen, Honig und bestimmten Feldkostsorten, wird streng geachtet. Der Boden ist gemeinsames Eigentum der Sippe, ebenso wie das erlegte Großwild. Verendet ein angeschossenes Wild im Bereich der Nachbarsippe, so muß der Jäger dorthin gehen und dies melden. Die erlegte Beute soll dann geteilt werden. Da es jedoch einige unpaare Organe gibt, so entsteht darüber leicht Streit und Totschlag. Blutrache wird geübt, kann jedoch durch Verhandlungen abgelöst werden.

Jede Sippe hat seit uralten Zeiten ein angestammtes Sippengebiet. Das Gebiet wird Gao genannt und dürfte sich mit dem deutschen Begriff „Gau" decken.

Es gibt Sippen, die Tagereisen weit auseinander liegen. So gehört der Landstrich nördlich des Omuramba-Owambo bei Kajus, wo der Mankettibaum (Ricinodendrum Rautaneni) vorkommt, einer Sippe, die für gewöhnlich über 1000 km weit entfernt wohnt und nur dorthin kommt, wenn die ölhaltigen Früchte reif sind.

Sippen mit zwei Jagd- und Sammelgebieten entstehen auch durch Verschmelzung zweier Sippen, die so lange untereinander geheiratet haben, bis die Verschmelzung sich von selbst ergab.

„Innerhalb des Gebietes der Sippe befinden sich die Gräber der Ahnen. Sie sind durch große Steinhaufen, die darauf gelegt sind, gekennzeichnet. Man hält die Ahnen für Wächter des Sippengebietes. Das Verlassen des Sippengebietes muß daher vom Häuptling oder einem Alten ohne besondere Feierlichkeiten am Ahnengrabe angekündigt werden; ebenso muß an diesem Orte Mitteilung gemacht werden, wenn die Sippe das Gebiet wieder bezieht."

Zum Eigentum der Sippe gehört außer dem Sippengebiet die Feldkost, das Jagdwild und vor allen Dingen die Wasserstelle[1].

Der Buschmann glaubt, wie schon gesagt, nicht an eine Vergeltung im Jenseits. Dagegen ist er davon überzeugt, daß das Böse, welches er selbst getan, ihm oder seinen Hunden in der gleichen Weise widerfahren werde.

In früherer Zeit war das Vertreiben aus dem Sippenverband ebenfalls üblich und der Verbannte mußte bald zugrunde gehen, da der Buschmann auf sich allein gestellt auch nicht längere Zeit in der Wildnis leben kann. Heute ziehen solche Individuen genau so wie diejenigen, die aus den Stämmen der Bantu ausgeschieden wurden, in das Land der Europäer und finden dort Arbeit. Daß sie da nicht dazu beitragen, den Ruf der Farbigen zu heben, ist selbstverständlich.

In Zweifelsfällen schwört der Buschmann beim großen Kapitän: nu χ'u

Statt der formellen Verbannung übt man auch den Boykott an dem Verfemten, der dadurch oft so zur Verzweiflung getrieben wird, daß er Selbstmord begeht. Selbstmorde kommen auch aus anderen Gründen vor.

21. KONFLIKTE MIT DEN EUROPÄERN

Bevor die Polizeizonengrenze errichtet wurde, befanden sich die Buschmänner in einem latenten Kriegszustand mit ihren Nachbarn. Einiges aus ihren Sündenregistern sei angeführt.

Nach Toke überfielen die !Kung bei Keibeb 1925 8 Barotse und töteten sie und haben sie angeblich gefressen. Später wurden 3 Ovambo überfallen, umgebracht und das Gehirn gegessen. (Letztere Nachricht bezog sich wohl auf die Leute von Karakowisa.) Über unsere !Kung schrieb gleichzeitig (1927) ein Farmer:

„In letzter Zeit mehren sich die Klagen über das Schlachten von gestohlenem Vieh durch Buschleute in beunruhigender Weise. In den seltensten Fällen gelingt es, die Täter zur Bestrafung zu bringen. Zwar gibt sich die Polizei die größte Mühe, aber ein Erfolg ist selten. Zunächst kann ein einzelner weißer Polizist mit einem eingeborenen Polizeidiener den schnellbeweglichen Buschleuten gegenüber nicht viel ausrichten. Er wird auch meist zu spät eintreffen, um die Verfolgung erfolgreich aufnehmen zu können. Die betroffenen Farmer haben allerhand Vorschläge gemacht, die meist darauf hinauslaufen, daß Polizei und Farmer gleichzeitig den streifenden Buschleuten nachstellen sollten. Das Beste wäre wohl, den beschäftigungslosen Buschleuten eine deutliche Grenze zu ziehen, über die sie nicht in von Weißen bewohntes Gebiet übertreten dürfen. Daß der Buschmann Grenzen zu achten weiß, geht daraus hervor, daß er sich wohl hütet, in das Jagdgebiet einer anderen Sippe einzudringen. Jeder Buschmann, der innerhalb eines solchen von Weißen bewohnten, abgegrenzten

---

[1] Zastrow und Vedder, l. c., S. 434.

Gebietes betroffen wird, sollte ohne weiteres verhaftet und mit Zwangsarbeit bestraft werden, die ihm bei seiner heiligen Scheu vor jeder Arbeit wohl am unangenehmsten sein wird.

Unter den heutigen Zuständen leiden hauptsächlich die Farmer, die an das Buschmannsgebiet grenzen, in einer Weise, daß mancher sich ernstlich mit dem Gedanken trägt, die Farmerei aufzugeben, weil ihm sonst in absehbarer Zeit das letzte Stück Vieh geschlachtet sein wird. Man müßte dem Farmer erlauben, mit Nachbarn zusammen von frischen Schlachtplätzen führende Spuren zu verfolgen und im Ernstfalle auf die Buschleute zu schießen, wie es ja auch der Buschmann umgekehrt mit seinem Pfeil und Bogen tut. Der Buschmann erkennt keine Obrigkeit an, man sollte ihn darum unter Ausnahmegesetze stellen. Wenn, wie es kürzlich hier vorgekommen ist, eine starke Polizeistreife fast einen Monat unterwegs ist, um Viehräuber zu fangen, und dann die 12 Angeklagten, die zweifellos geschlachtet haben, sämtlich freigesprochen werden müssen, weil ein Kronzeuge nicht Stange hält, dann passen unsere Gesetze für diese Buschleute eben nicht. Man kann wohl verstehen, daß der geschädigte Farmer, dem in kurzer Zeit etwa 20 Stück Großvieh gestohlen und aufgefressen wurden, angesichts des Freispruches die Verzweiflung bekommt, kann er sich doch ausmalen, daß durch den Freispruch, dessen Gründe die Buschleute doch nicht verstehen, diese zu neuen Taten angereizt werden."

Aus der Epukirogegend berichtet ein anderer:

„Ich bin nicht weit von der Grenze des Betschuanenlandes. Es gibt hier viele herumstreichende Buschleute, die mit vergifteten Pfeilen bewaffnet sind. Diese Buschleute überfallen häufig das Vieh der Eingeborenen, wenn dieses sich etwas weiter von dem Kraal entfernt. Vor einigen Tagen stahlen und schlachteten Buschleute zwei Stück Großvieh, das zu einem Hererokraal gehörte, der ungefähr 6 Meilen von unserem Lager entfernt liegt. Die Herero folgten der Spur der Buschleute und fanden sie. Die letzteren machten sofort von ihren Bogen Gebrauch, und einer der Hereros wurde mit einem Pfeil in der rechten Brustseite verwundet. Die Verwundung erfolgte um ungefähr 4 Uhr nachmittags, am nächsten Tage um 1 Uhr nachmittags starb der Verwundete. Sobald mein Freund von der Sache erfuhr, sandte er etwas übermangansaures Kali in den Kraal mit der Anweisung, wie es zu gebrauchen sei. Doch scheint dieses zu spät eingetroffen zu sein. Eines der Pferde wurde am Kopf leicht verwundet, scheint jedoch keinerlei üble Folgen zu spüren. Ich sah die Leiche des Herero am frühen Morgen nach seinem Tode; sie war stark aufgeschwollen und verwest. Die Eingeborenen erzählten, daß die Verwesung bereits vor dem Tode eintrat. – Wie erinnerlich, wurde vor drei Jahren der Gobabiser Magistrat, Herr Reyneveldt, in derselben Gegend von Buschleuten mit einem Giftpfeil verwundet und starb kurze Zeit darauf."

(Diese Daten sind der „Windhuker Zeitung" entnommen.)

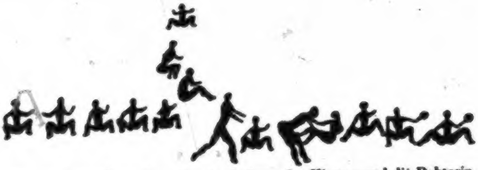


Fig. 21a. Darstellung einer Krankenheilung. Im Hintergrund die Doktorin, welche als Orakel dient. (Östl. Kapprovinz. Aus J. P. Johnson, The Prehistoric period in South Afrika. 1910)

SIEBENTES KAPITEL

DIE BUSCHMÄNNER DES NORDENS

Die besten Kenntnisse haben wir durch Dornan[1] und Holub[2] von den Masarwa, von deren Kultur im folgenden nach diesen beiden Autoren ein Abriß gegeben wird.

Nach Dornan wohnten die Masarwa einst mit Vorliebe in Höhlen, wo ihre Vorväter auch gemalt haben. Die Buschleute in den Distrikten Wankie und Ngami haben geflochtene Matten aus Gras oder Schilf, mit denen sie die Windschirme decken. Manchmal machen sie eine Art von Dach, das mit Gras gedeckt ist, sonst die gewöhnlichen Windschirme.

Für das Bogenholz verwenden die Masarwa ganz gerade Stämmchen, die entrindet und an einen geraden Baum angebunden werden, wo man sie teilweise trocknen läßt. Dann trocknet man das Bogenholz endgültig über Feuer und legt es auch in Wasser, damit es nicht splittert. Oft ist auch die Mitte des Bogens mit Sehnen umwunden. Der Bogen wird öfters eingefettet und niemals entspannt. Der fertige Bogen wird mit einem rauhen Stein geglättet.

Gleich den prähistorischen Buschmännern tragen auch sie Stirnbinden, in welche die Pfeile während der Jagd eingesteckt werden.

Dornan (S. 139) berichtet, daß die Kalahari-Buschmänner vor Beginn eines Krieges Tänze abhalten, bei welchen sie kleine vergiftete Pfeile von ebenso kleinen Bogen in der Richtung auf den Feind oder gegen die Sonne abschießen. Sie glauben, daß dadurch der Schattengeist des Feindes getötet würde. Sie geben diese kleinen Pfeile und Bogen nicht gerne her, weil sie fürchten, diese könnten in den Besitz ihrer Feinde übergehen und ihnen so Verderben bereiten.

Die Fischerei ist bei den Masarwaleuten noch recht ausgebildet. Teilweise werden Steinwälle in den Fluß hineingebaut, in die Reusen eingesetzt sind, oder sie setzen sich mit den Reusen nebeneinander in das Flußbett, während Frauen und Kinder ihnen die Fische zutreiben. In kleineren Wasserlöchern wird Gras und Gestrüpp an einer Seite aufgehäuft. Dann steigen die Buschmänner ins Wasser und schieben die Graswand vor sich her und treiben so die Fische in die Enge. Einzelne Fische werden auch mit dem Assagai gespießt. Nach Hodson sind die besten Fischer die Bakoba-Buschmänner am Okawango. Sie haben Binsennetze, die quer über die Flüsse gezogen werden und Harpunen.

G. A. Farini[3] hatte Gelegenheit, im Chansefeld die Erzeugung des Pfeilgiftes zu beobachten. Die Männer versammelten sich an einem bestimmten Platz; Frauen durften nicht anwesend sein. Etwa 30—40 gifthaltige Zwiebeln wurden durch allmähliche Einschnitte ihres Saftes beraubt und dieser in einem Topf gesammelt. Bei jedem Schnitt tanzten die Buschmänner in der Runde, wobei sie eine Art Grunzen ausstießen. Dann wurde ein Hyänenfell mit den Haaren nach unten ausgebreitet und darauf der Inhalt der Beutel, welche getrocknete Giftschlangenköpfe enthielten, nebst zwei Stückchen Schilfrohr von etwa 15 cm Länge ausgebreitet. Dann wurden einige frisch getötete Giftschlangen gebracht. Unter Gesang und Händeklatschen wurden die Giftblasen herauspräpariert. Inzwischen war der Gifttopf ans Feuer gestellt worden und kochte, dann trat einer nach dem andern zu dem Topf hin und warf seinen Anteil an Schlangengift hinein. Sodann wurde der Topf sogleich vom Feuer weggestellt. Die Buschmänner führten nunmehr einen neuen Tanz auf, in welchem sie die Zuckungen der an dem Gift sterbenden Tiere nachahmten. Nach einer weiteren halben Stunde war das Gift klar, und als sich alle überzeugt hatten, daß es die rechte Farbe habe, wurde ein rotes mineralisches Mehl beigesetzt und gut umgerührt. Dann wurden aus den Schilfrohren Giftspinnen herausgeholt und in den

---

[1] Dornan, Pygmies and Bushmen of the Kalahari. London 1925.

[2] Holub, Die Masarwa.

[3] G. A. Farini, Durch die Kalahariwüste. Leipzig 1886.

Topf geworfen. Diese stammten vom Langen Berg in der Kapkolonie, waren also von weit hergebracht. Als die Masse wieder etwas mehr eingedickt war, wurden die Pfeile damit beschmiert und im Schatten getrocknet (l. c., S. 380).

Diese Buschmänner, die M'Kabba, sind Monogamisten.

Farini behauptet (l. c., S. 171), einen schwarzen Zwerg getroffen zu haben, der vom Stamme der Kara-Kara nördlich des Ambolandes kam[1].

Über die Speisen der Buschmänner weiß **Dornan** folgendes zu berichten: Die Marsawa essen das Fleisch geröstet oder gebraten, selten gekocht, weil sie glauben, daß letzteres sie krank mache. Die Buschmänner des Basutolandes zerlegten das Fleisch in kleine Stückchen, mischten es mit Fett und nähten es dann als Konserven in Fellsäcke ein. Als Reserven für Hungerzeiten bewahren die Kalahari-Buschmänner Giraffenhäute auf hohen Bäumen auf. Feldkost wird in Schildkrötenschalen und Straußeneiern aufbewahrt, ebenso Wasser. Die Basutoland-Buschleute sammelten Grassamen und bewahrten sie für Hungerzeiten auf.

Die Tsamas werden folgendermaßen zubereitet: Es wird ein Loch gemacht und darin Feuer angelegt. Sobald der Boden hinlänglich heiß ist, werden Asche und Feuer herausgeworfen, die Melonen in den heißen Boden gelegt, die glühende Asche daraufgeworfen. Am nächsten Morgen sind die Tsama fertig.

Die größten Straußeneiperlen erzeugen die Masarwa.

Die Tanzmasken bestehen bei ihnen aus Schoten, Kokons, manchmal aber auch aus kleinen Fellbällen, die mit Klappersteinchen gefüllt sind. Sie kennen heute noch die Kunst der Töpferei. Körperbemalung weiß oder rot wird geübt.

Ein Buschmannstamm am Ngamisee soll die Sitte kennen, das letzte Glied des kleinen Fingers zu entfernen.

Dornan erwähnt folgende Medizinen der Masarwa: Gegen Schwarzwasserfieber: Anacampseros rhodesica; Ruhr: Monsonia ovata und Euclea lanceolata. Sonstige Medizinen: Cannabis sativa, Solanum nigrum, Lippia asperifolia, Crotalaria burkeana, Pterocarpus angolensis, Datura stramonium, Indigifera senegalensis, Bauhinia reticulata.

Die Masarwa behaupten, nur den Biß der Puffotter behandeln zu können. Der Körper der Lygosoma Sundervalli wird verkohlt und das Pulver in die Wunde gestreut. Jede Schlange wird getötet und ihr Kopf zerquetscht. Es gibt angeblich auch Impfungen gegen den Schlangenbiß.

Bei den Masarwa herrscht nach **Dornan** Monogamie. Geschlechtsverkehr vor der Ehe ist verpönt, auf Blutschande und Ehebruch steht die Todesstrafe. Zur Ehe ist in der Regel die Zustimmung des Mädchens erforderlich, im allgemeinen genügt es, wenn der Brautwerber dem Schwiegervater ein Stück Großwild präsentiert. Nur bei den Wankie-Buschmännern und denen von Bulalima wird die Jagdprobe geübt. Man kann ein Mädchen aus demselben Clan heiraten. Bei jenen Stämmen, die totemistisch beeinflußt sind, besteht zwischen den einzelnen Totems Heiratsverbot. Beschneidung wird geübt. Sobald die Knaben und Mädchen etwa 12 Jahre alt sind, findet die Beschneidung statt, bei welcher Steinmesser benützt werden. Bei den Mädchen wird die Klitoris mit einer Steinspitze durchbohrt. Geschlechtsverkehr zwischen den Unbeschnittenen ist streng verboten. Gelegentlich wird bei den Jünglingsweihen auch die Nasenscheidewand durchbohrt. Wie bei den Bantu wird jeder Todesfall auf Zauberei menschlicher Feinde zurückgeführt. In alter Zeit wurden die Toten angeblich in den Busch geworfen, heute werden sie teils in Hockerstellung in Termitenhügeln, teils in Felsspalten bestattet, häufig auch nach Betschuanenart in Seitennischengräbern, Den Männern werden die Waffen, den Frauen einige Straußeneier nebst Nahrung und Wasser mit ins Grab gegeben.

Nun zur Weltanschauung der Masarwa. Wie **Dornan** berichtet, ist Thora der ganz Große, welcher über allen Dingen ist. Er schickt den Regen und das Wild, Feldkost und Glück auf der Jagd. Sie rufen Thora oft an, um Glück auf der Jagd zu haben, und danken ihm, wenn sie solches gehabt haben[1].

---

[1] Auf der Missionsstation Urikualuthi teilte mir die um die Erforschung des Landes hochverdiente Frau Missionar Quarni mit, es seien kurz vor dem Kriege einige schwarze Zwerge, die in den Sümpfen am Kunene wohnten, zum Häuptling Moala gekommen. Sie hat diese Leute gesehen.

Chapman berichtet, daß Buschmänner, die einmal ein Rhinoceros getötet hatten, etwas Staub auf den Schwanz und die Augen des Tieres streuten und dabei Dankesworte zu Thora murmelten.

Die Buschmänner sind sich nicht ganz darüber klar, ob Thora ein Geist ist oder nicht; auf jeden Fall haben sie großen Respekt vor ihm. Sie glauben, daß Thora alle Dinge macht, aber sie wissen nicht, wo er wohnt und ob er überhaupt eine Person ist. Die westlichen Stämme gebrauchen hauptsächlich das Wort Huwe. Aber auch die Tati kennen dieses Wort und halten Huwe für einen guten Geist, der die Krankheit fernhält, Überfluß an Nahrung gibt und die Buschmänner in Gefahren schützt. Sie rufen ihn in der Not an. Die Sansoque sagen, Huwe ka hume ie ie (Huwe komm und hilf uns). Huwe scheint aber schwächer als Thora zu sein und muß sich an ihn um Hilfe wenden. Ein Buschmanngesang vom Thuli lautet: Tho-ra ba Hu-we ie ie (Thora komm Huwe zu Hilfe).

Bei vielen Buschmannstämmen und auch bei den Hottentotten kennt man auch ein böses Prinzip „Khauna", ein Begriff, der noch aus der Zeit stammt, als Buschmänner und Hottentotten noch ein Volk waren. Die Kalahari-Buschmänner sind übrigens nicht sicher, ob Thora oder Khauna die ersten Menschen gemacht hat.

Die Kalahari-Buschmänner glauben gelegentlich, daß Menschen und Tiere ihre Gestalt verwandeln könnten und so etwa ein Mensch als Leopard auftreten kann. Speziell Springböcke, Paviane und einige Schlangen halten sie für Menschen in einem anderen Stadium ihres Daseins. Das Auftreten der Ringhalsschlange zeigt Unglück an.

Stärker mit animistischen Vorstellungen ist das Weltbild der Masarwa durchsetzt[2]. Nach **Dornan** ist jedes Ding eine Art Geist. Menschen und Tiere können sich ineinander verwandeln. Einzelne Doktoren verwandeln sich in Leoparden, und viele Tiere werden überhaupt für andere Erscheinungsformen des Menschen gehalten, besonders der Springbock, der Pavian und einige Schlangen. Wenn eine Ringhalsschlange in die Nähe eines Gehöftes kommt, so kündet sie den Tod an. Hier sind zweifellos Bantueinflüsse wirksam.

Die Zweiseelenlehre der !Kung kehrt in anderer Form bei den Masarwa wieder. Der Schatten jedes Dinges sowie auch der des Menschen ist seine andere Seele. Sie glauben nun, daß die Schattenseele in der Nähe des Grabes bleibe, während das Ich an einen anderen Platz ginge, wo es mit den Vätern zusammenträfe. Dort sei es warm und gäbe es viel Wild. Man tut im Jenseits das gleiche wie auf dieser Welt. Wie die Namib-Buschmänner werfen sie Steinchen auf das Grab und bitten dabei, der Geist des Toten möchte ihnen Glück bringen (**Dornan**, l. c., S. 146).

Auffassungen, die an die Gewissenslehre der Zulu anknüpfen, beziehen sich auf die Träume. Im Traum spricht das andere Ich mit dem Träumenden, und dieses kann gut oder böse sein. Das andere Ich kann von Feinden beinflußt werden und so der Zwillingsseele Böses tun.

Nach **Dornan** haben die Bantu die Orakelhölzer von den Buschmännern übernommen. Jeder Masarwa trägt 4—5 Stück mit sich. Die weiblichen sind länger und schmaler als die männlichen. Sie werden aus den Hufen kleiner Säugetiere, aus Wildebeest-Knochen und Fruchtkernen gemacht. Die Namen der 4 Hölzer sind: Chowe, Kao, Daua, Gaichwe. Die Masarwa glauben, daß durch diese

---

[1] P. Schebesta, Die religiösen Anschauungen Südafrikas. Anthropos XVIII/XIX, 1923/24.

[2] Die Kalahari-Buschmänner haben (Dornan, l. c., S. 165) einige Kenntnis von den Sternen. Das südliche Kreuz ist eine Giraffe, die Kap-Buschmänner aber hielten sie für eine Gruppe von Löwen. Einige Buschmänner halten die Sterne für Tiere oder Menschen, die zum Himmel hinaufgegangen sind.

Man erzählt auch folgende Geschichte: Ein Mädchen, das Zauberkräfte besaß, blickte während der Mädchenweihe auf einige Löwen und diese wurden zugleich in Sterne verwandelt.

Die Kap-Buschmänner erzählten eine andere Historie: Ein Mädchen zankte sich mit ihrer Mutter während der Zeit der Mädchenweihe, weil diese ihr bestimmte Wurzeln nicht zu essen geben wollte, deren Genuß zu dieser Zeit verboten ist. Das Mädchen ergriff die Wurzeln und die Asche und warf sie zum Himmel. Die Wurzeln wurden zu Sternen, die Asche zur Milchstraße. – Sternschnuppen bedeuten Unglück.

Knochen Thora und Huwe, vielleicht auch Khauma sprechen, und Mackenzie[1] sagt, die Buschmänner hätten diese Knochen als Morimo sa'me (Sachen von Gott) bezeichnet.

Auch das Schulterblatt des Springbocks wird von den Masarwa zum Wahrsagen benutzt.

Bei den Masarwa darf die Schwiegermutter den Schwiegersohn nicht sehen und seinen Namen nicht nennen. Die Gattin darf weder den Namen ihres Mannes noch die Namen seiner Verwandten aussprechen.

Über die Sumpfbuschmänner des Okawangodeltas schließlich berichtet J. Seiner:

„Die Tannekwe besitzen Sommer- und Winterdörfer sowie Boote und Ziegen und treiben Ackerbau, Fischfang und Jagd. Letzteren Erwerbszweigen wenden sich die reinen Buschmänner zu, während die Bastards und die reinen Mambukuschu, die als Kinder geraubt und von den Buschmännern aufgezogen wurden, mit Ackerbau und untergeordneten Arbeiten sich abgeben.

Die Zahl der reinrassigen Buschmänner unter den Tannekwe dürfte sich noch auf 60% der letzteren belaufen, doch ist sie infolge der geringen Vermehrung der echten Buschmänner, die durch Diebstahl von Mambukuschukindern auszugleichen versucht wird, in stetem Abnehmen begriffen und die Verbastardung schreitet rasch vorwärts. Die Bugakwe bewohnen in fünf Dörfern mit 220 Köpfen das westliche Okawangotal von der Mahangofurt abwärts und stehen in einem Hörigkeitsverhältnis zu Libebe, mit dem sie jedoch bezüglich der Höhe der Abgaben oft in Zwist geraten; bei einem solchen wurde im Juni 1905 ein Mambukuschu durch einen Pfeilschuß getötet. Die Garikwe sitzen in acht Dörfern mit 430 Seelen im östlichen Ärmellande vom Palibasumpf bis zum Beginn des Tales, während die Gockwe im südlichen Ärmellande westlich des Flußlaufes sich aufhalten. Ich fand von letzteren nur ein Winterdorf mit 90 Köpfen vor, und zwar nordöstlich der Mündung des Namasere auf einer Flußinsel.

Die Gockwe dürften mit Passarges Gokwe identisch sein, deren Gebiet vom Westrande des Taukhesumpflandes tief in das Kaukaufeld reicht; ihnen gehören die Tschoriloberge. Die Tannekwe unternehmen in der Regenzeit Jagden in die benachbarten Steppen. Die Hukwe, deren Zahl ich auf mindestens 600 schätze, sind weniger verbastardet als die Tannekwe, leben aber ebenfalls in richtigen Dörfern, von denen aus sie in der Trockenzeit familienweise je nach Bedarf in die Waldsteppe zum Sammeln oder Jagen ausschwärmen."

ACHTES KAPITEL

DIE NOGAU-BUSCHMÄNNER VON EPUKIRO

Bei meinem Aufenthalte in der Missionsstation Epukiro hatte ich Gelegenheit, mit den Buschmännern in näheren Kontakt zu kommen, welche mit den Betschuanen[2] in einer gewissen Symbiose leben. Sie bezeichnen sich selbst als Nogau, im besonderen als ǂno /gua !khou, d. i. Leute, die am Wasser wohnen. Sie sitzen mehr im Norden des Omuramba Epukiro gegen Alexeck zu. Nördlich von ihnen sitzen die Gai-kwe, mehr gegen Osten zu und im Norden die !Kung. Darüber hinaus ist ein großer Fluß und viele schwarze Leute (Okawango). Als ihre westlichen Nachbarn kennen sie nur die Herero. Sie sind also viel später hingekommen als diese. Zweifelsohne sind Leute dieser Gruppe noch vor 20 Jahren am mittleren Omuramba Omatako gesessen, wo sie F. Seiner von Otjituo und Nuragas meldet. Südlich von ihnen wohnen die Naron und südöstlich die ǂAuin. Im Südwesten wohnten, früher wenigstens, Buschleute der Hei//om-Gruppe und /Gowanin (Sandkaffern). Diese Hei//om sind es wohl, die früher als Saan bezeichnet wurden. Nogau, ǂAuin und Naron gehören eigentlich schon zur Kalahari-Gruppe. In der ganzen Farmzone, die sich früher bis zur englischen Grenze ausdehnte, wurden die Stammesverbände mehr oder weniger zerstört, und es entstand eine gemischte Buschmannbevölkerung, die von den freien Stämmen immer wieder Zulauf erhielt. Auf der anderen Seite sind aber immer wieder Buschleute aus der Farmzone, teils freiwillig, teils auf der Flucht vor der Polizei, in den Busch gegangen. Im Distrikte Gobabis fällt die Grenze der Polizeizone mit der Landesgrenze zusammen. Die Beziehungen zwischen den Weißen und Herero einerseits und den Buschmännern andererseits sind daher sehr gespannte. Nachdem vor einigen Jahren den Buschmännern die Jagd auf Großwild verboten worden war, erhoben sie sich und sagten dem Magistrat in Gobabis Fehde an, indem sie eines Nachts einige Pfeile gegen die Türe seines Hauses abschossen. Der Magistrat van Rynefeldt wollte sie im Busch aufsuchen, wurde jedoch aus dem Hinterhalt mit einem Giftpfeil angeschossen und starb. Es wurde nun eine große Razzia gegen die Buschmänner veranstaltet, viele von ihnen wurden ins Gefängnis nach Gobabis gebracht, wo eine Anzahl infolge der vitaminarmen Kost zugrunde ging. Seither haben die Buschmänner sich in dieser Gegend wieder einen Oberhäuptling gewählt und stellen eine bescheidene Macht dar. Infolge dieser Verhältnisse war es viel schwerer, ihr Vertrauen zu gewinnen, als im Norden. Hier waren mir insbesondere P. Watterott und der Dorfschulze von Epukiro, Frans Arenat, behilflich. Diese Buschmänner verdienen darum ein besonderes Interesse, weil es bei ihnen eine eigene Frauensprache gibt. Diese heißt: Hee-aziba ho suscashu. Sie wird zum Teil auch von den Kindern gesprochen und ist dadurch charakteristisch, daß sie viele Worte enthält, die keine Klixe haben. Ich konnte mit großer Mühe nur einige Worte aufzeichnen, z. B.:

---

[1] Ten years North of the Orange River, S. 136.

[2] Über das europäisierte Betschuanendorf Epukiro berichte ich ausführlich: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 65 (1933).

	Männersprache	*Frauensprache*	*Kindersprache*
Abend	n !ōn	áka uj	—
Achsel	//kówi	schu !gnóru	tuwi
allein	n n/e	—	nó-e
alt	/gá	tsau !gna	χ'uwu
Angst	!goatschi	—	daû-tsi
Arm	//há	!gôm	χ'ûm
Armband	gama gama	—	gama gama
Asche	do	—	dâ dówa
Ast	!Khai ǂhaúsi	—	dá-i
Auge	/gá	—	schoû-dâ
Axt	/i	—	—
Backe	tsuù //á	/gâm	—
Bart	tsi ǂkhói	—	dschi-tûe
Bauch	ǂgu	—	dûb
Bein	//gûm	/gowi	ju Tâm`
Berg	//khâmi	//khawi	û kásbe
Biene	so schum	schûm	schûm-si
bitter	//ga`	//gà	dschi da
Blatt	dorá	dorà	dschi do-a
blind	schôû	/ga	—
Blume	ngó	gó	tsi-gu
Blut	/a`	/aa`	/ou`
Braut	tsaû	á	—
Bräutigam	ǂgou ǂkhân	ǂgnom	—
Brennholz	nda	—	da
Brunnen	//ga	—	ha
Brust	//goá	/goá	dschi-tûa
Chamäleon	!nobésa'	—	nábasa
Daumen	//gaû goê	ǂgoû	dôt dûm
Dorn	//gái	—	/gai
Durst	mâm /gám	/gam	tâm-du
Ei	dschi !nê	gó	dschi nâ
Eidechse	!gôrû	!gorû	dorûb
Eingeweide	!gusi	sai	—

	Männersprache	*Frauensprache*	*Kindersprache*
Fieber	//gái	ǂgi	—
Finger	!guû	!gou	dóu
Flamme	da tâli	—	tarí
Fleisch	//khá	//kha	thá
Fliege	soa soá	—	doá doá
Floh	soa soa /ná	—	doá
Flügel	!kóhi	—	dschi tái
Fluß	ǂnô	—	nô
Frau	tsaoi gná	!gu-ná	tháû
Gift	!óa	!a`	—
Gras	//khei-si	//si	si-si
Haar	âi !khôi	!khoi	!khoisi
Hand	!guû !a	!gou	tsaûne
Hals	ǂgai	—	ri-tô
hart	ǂkhaû`	—	dschi-tau
heiß	!khái	—	û
Hunger	//kha-be	—	dawí
Igel	//gan`	—	tam
Kalt	//ga-û	—	tso
klein	tsê ma	—	tsáma
Knochen	ǂá	—	á
Leder	!noû	—	tháu
Leber	dschá	—	tê
leicht	schûi	—	da-sii
Mann	!hoá	!hoá	hoá
müde	ǂoé	—	oe
Maus	!hûi	—	nui
Nabel	né	—	ne
Nacht	/ga	/ngû	du
neu	se	—	dise
Ohr	/hûi	—	m-hûi
Perlhuhn	a di	—	á-ni
Pfeife	!khó	—	oh
Rauch	da schûá	—	dásua

	[illegible]nnersprache	Frauensprache	Kindersprache
reich	!gáücha ..	—	ti
Rippe	ǂkhási ...	—	dási
Salz	dimí	—	diri
Schatten ..	!kha-di ..	—	khári
schlecht ...	ǂkhâû ...	—	!khâ`
schön	/hm	—	hm

	Männersprache	Frauensprache	Kindersprache
Tabak	sheró, schóli	—	só-ro
Tag	/gam ña ..	—	tai-khé
Wald	!goá	—	dain tu
warm	//á	—	tái
Weg	//náma ...	—	nũa
Wasser ...	!gû	—	dū

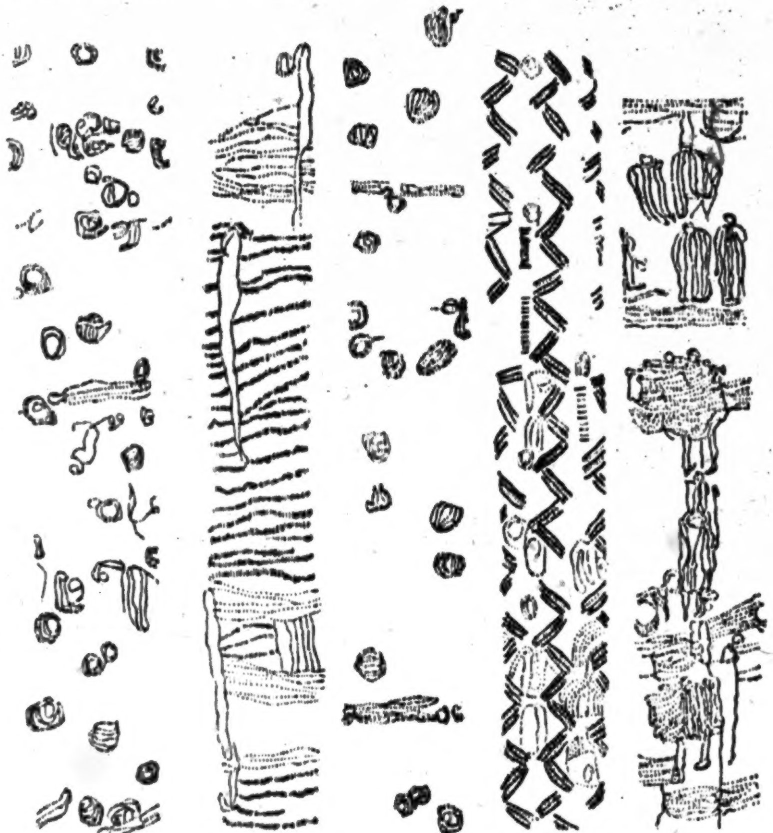


Fig. 22/23. Abrollung der Einritzungen auf Stöcken der Buschleute. (Museum für Völkerkunde, Hamburg). Vgl. auch K. Weule: Botenstäbe bei den Buschmännern. Eine südafrikanisch-australische Parallele. Jahrbuch des Museums für Völkerkunde, Leipzig. Bd. 6, 1913/14.

Die beistehenden Figuren bieten die Einritzungen auf Botenstäben dar, also wohl eine Art Bilderschrift. Von Zastrow und Vedder, l. c., S. 430, bemerken hierzu:

> „Wer nicht selbst zu einer befreundeten Sippe gehen will, sondern einen Boten schickt, hat diesem Boten einen Botenstab mitzugeben. Dieser ist etwa von der Dicke eines Daumens und trägt zahlreiche Zeichen von Blättern, Würmern, Raupen, Bilder von Menschen und Tieren und sonstige Figuren. Die Figuren nehmen sich fast wie Brandmalerei aus, sind aber auf ganz andere Weise hergestellt. Der abgeschälte Stab wird im Feuer erwärmt, in dem so weichgewordenen Oberholz werden mit einem Pfriemen oder einem scharfen Dorn die Zeichnungen Pünktchen für Pünktchen eingestochen. Ist ein Zeichen fertig, so nimmt man den Kern der Ero-Pflaume, der in geröstetem Zustande schwarz ist und sich wie eine feste Fettmasse verstreichen läßt. Die schwarze, ölhaltige Farbe dringt durch das Verstreichen in die eingestochenen Löcher ein. Mit einem geschmeidigen Stückchen Wildfell wird alsdann die überflüssige Farbe abgewischt. Buschmänner behaupten, daß jede befreundete Sippe die verschiedenen Botenstäbe der Häupter anderer befreundeter Sippen kenne, und daß ein Fälschen der Botenstäbe aussichtslos und unmöglich sei."

Der Rasse nach sind diese Buschmänner kleiner und heller als die des Nordens und enthalten in einem viel höheren Prozentsatz Beimengungen der Südbuschmannrasse. Es ist in diesem Gebiete ein fortwährendes Kommen und Gehen. Seiner[1] berichtet folgendes:

> „Die Buschmänner der Umgebung von Rietfontein sind deutschfreundlich und leisteten der Stationsbesatzung wiederholt wirksame Hilfe gegen durchziehende Herero und Ovambandjeru. Zur Zeit meines Aufenthaltes im Jänner und Februar 1907 lag eine kleine Werft der Au-nin, die zu Passarges Kaukauvolk gehören, 1 km nördlich der Kaserne und eine Werft der Ai-khoe, die Passarge zum Ngamivolk rechnet, 1½ km südwestlich der Station. Die Buschmänner der zuletzt erwähnten Werft waren den Au-nin dienstbar und wurden von ihnen als Naru (Untergebene, Sklaven) bezeichnet. Da Dr. Pöch im Juni 1908 nur Au-nin in Rietfontein vorfand, so scheinen die Ai-khoe mittlerweile ausgewandert oder von jenen vertrieben worden zu sein."

Bis zu einem gewissen Grade stellen alle diese Stämme eine kulturelle Einheit dar. Für die ǂAuin liegt eine schöne Studie von Oberleutnant Kaufmann[2], für die Naron von D. F. Bleek[3] vor. Wenn ich diese Stämme nunmehr miteinander vergleiche, so versteht sich, daß nur die Angaben über die Nogau von mir stammen.

1. GEBURT UND KINDHEIT

Bei den ǂAuin schlingt der Gatte der Kreißenden die Sehne seines Bogens um den Bauch, bei der Geburt selbst ist er nicht anwesend. Die Nabelschnur wird mit der Spitze eines Schilfrohrsplitters durchschnitten.

Bei den Naron und Nogau erfolgt die Entbindung wie bei den !Kung, doch leistet eine alte Frau meist Assistenz.

Zwillinge (Hoi-holi) sind unerwünscht, bei den Nogau wird eines getötet.

Der Vater gibt bei den Nogau dem Kinde den Namen. Dort wird das Kind mit einem scharfen Quarzsplitter abgenabelt. Die Wöchnerinnen dürfen Blut und Kopffleisch nicht essen. Bis das Kind sitzen kann, darf der Ehemann der Mutter nicht beiwohnen. Dieselbe Sitte besteht auch bei den Betschuanen. Die Kinder der Nogau dürfen das Fleisch der Wildkatze und das zweier Vögel (tsugnussi und /gui) nicht essen. Kaufmann hat einige Angaben über Kinderspiele gemacht; auch Bleek bringt einige Daten:

> Bei den /Auin dienen kleine Bogen und Pfeile als Kinderspielzeug. Das gleiche gilt für die Naron und Nogau. Stelzen sind bei den Auin bekannt und werden von Männern und Knaben benutzt. Über Kinderspiele der Naron berichtet Miß Bleek:

Das Spiel der großen Wasserschlange

Ein Junge kriecht auf dem Bauch zu einem kleinen Sandhaufen, der das Wasserloch darstellen soll. In einiger Distanz davon setzen sich die Kinder in eine Reihe, eines hinter dem anderen so, daß das folgende seinen Vordermann zwischen seinen Beinen sitzen hat; den Vordermann hält er mit den Händen an der Schulter. Der Größte ältest immer vorne, der Kleinste rückwärts. Dann wird ein Lied gesungen, das zum Teil nicht mehr verständlich ist. (Wahrscheinlich Kindersprache.) Diese große „Schlange" bewegt sich nun um das Wasserloch, ganz langsam, während die Wasserschlange von Zeit zu Zeit Sand auf sie wirft; dann ziehen sich die anderen zurück. Zum Schluß fängt sich die Schlange einen aus der Reihe heraus und „frißt ihn". Ein analoges Spiel habe ich bei den Betschuanenkindern im Epukiro beobachtet.

---

[1] J. Seiner, Der Verbindungsweg zwischen Deutsch-Südwest-Afrika und der Betschuanalandeisenbahn, Globus 96, 1910.

[2] Kaufmann, Die /Au-in. Mitt. a. d. dtsch. Schutzgeb. 1910.

[3] D. F. Bleek, The Naron, a Bushman tribe of the Central Kalahari. Publications of the school of African Life and language. Cambridge 1928.

Das Elefant-Straußen-Spiel

Wieder dient ein Sandhaufen als Ersatz für ein Wasserloch. Zwei Jungen kommen als Elefanten und wollen trinken; zwei andere mimen Strauße und wollen die Elefanten nicht zum Wasser lassen.

Das Ochsen-Spiel

Drei oder vier Jungen repräsentieren die Ochsen. Einer gilt als der Besitzer, der andere will sie stehlen. Unter kleinen Balgereien gelingt ihm dies allmählich. Hat er alle gestohlen, dann ist das Spiel zu Ende. (Man vergleiche hierzu das „Ochsenstehlen" bei den Bergdama von Okombahe.)

Das Tauschhandel-Spiel

Es gleicht völlig analogen Spielformen in Europa.

Das Kriegs-Spiel

In zwei Reihen stehen die Jungen einander gegenüber und markieren Pfeilschützen. Derjenige, auf welchen gezielt wird, sucht sich zu decken. Sobald er müde wird, fällt er um als „Toter". Das Spiel wird so lange gespielt, bis nur einer übrigbleibt.

Das Brautraub-Spiel

Zwei junge Mädchen tanzen hinter einem Busch, das sind die Bräute. Zwei ältere Mädchen mit Stecken folgen ihrer Spur, das sind die Brautwerber, diese suchen die beiden Bräute zu fangen. Ist ihnen das gelungen, dann kommen noch zwei Mädchen, die die Mütter darstellen sollen und den Brautraub zu verhindern trachten. Schließlich werden die Bräute aber doch geraubt.

Das Ball-Spiel

Das Ballspiel ist ein ausgesprochenes Frauenspiel, an dem sich kleine Mädchen und Großmütter in gleicher Weise beteiligen. Die Spieler stehen in zwei Reihen einander gegenüber, und der Ball, gewöhnlich eine runde Wassermelone, wird von einer Reihe zur anderen geworfen.

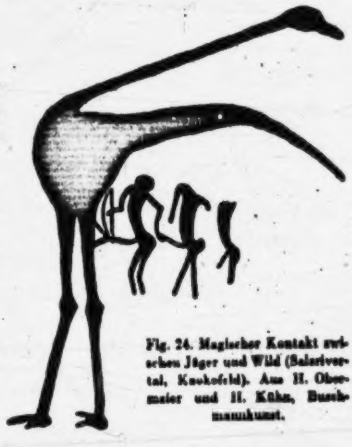


Fig. 24. Magischer Kontakt zwischen Jäger und Wild (Salzrivertal, Kaokofeld). Aus H. Obermaier und H. Kühn, Buschmannkunst.

2. DIE KNABENWEIHE

Zur Zeit der Reife finden dann bei den Nogau die Jugendweihen statt. Die Knabenweihe heißt Dschai-dschua.

Durch die Verheiratung wird der junge Mann noch nicht in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen. Er muß sich erst der Weihe unterziehen. Diese verläuft bei den Nogau folgendermaßen:

Unter Führung eines erfahrenen Alten und mehrerer Gehilfen gehen die Jungen in den Busch. Am ersten Tage werden zwei Vertikalschnitte auf der Stirne gemacht, dann wird die ganze Nacht durch gesungen und getanzt nach der Melodie: „Ije, ije, aije, aije . . . oho, oho usw."

Am Morgen des zweiten Festtages werden die Einschnitte auf der Stirn bis zur Nasenwurzel und zur Haargrenze verlängert. Am Nachmittag dieses Tages rufen die Alten die Jungen zusammen, um Feldkost zu suchen. Der Alte lockert mit seinem Grabstock die Wurzeln und, während er dies tut, legen die Kandidaten ihre Hände auf den arbeitenden Arm. Die Jungen müssen dann ohne Zuhilfenahme von Werkzeugen mit den Händen die Wurzeln aus der Erde herausgraben. „Von nun an können sie selbst Feldkost suchen, denn nun hat man sie angelernt."

Nach dieser Handlung geht man wieder auf den Platz, wo die Frauen sind. Dort wird an einem

Platze zusammen für die Männer und die Kandidaten Kost gemacht, die Kandidaten dürfen nur Feldkost essen, kein Fleisch. Dann wird zusammen mit den Frauen und Mädchen eine Nacht und ein halber Tag getanzt.

Am Nachmittage gehen die Kandidaten wieder hinaus auf die Jagd. Drei Tiere müssen sie erbeuten: einen kleinen Duiker, ein Perlhuhn, einen Ochsenfrosch. Mit ihrer Beute versammeln sie sich mit den lehrenden Alten an einem abgelegenen Platz, die drei Fleischsorten werden zusammengekocht, das Fleisch essen die Alten, und mit der Suppe werden die Jungen am ganzen Körper gewaschen. Von nun an dürfen sie die drei Tiere essen, was ihnen bisher verboten war. Nun wird wieder getanzt und gesungen: „Oouu, oouu, oouu, oouu, oouu" (langgezogen).

ǂAuin: Die Kandidaten benachbarter Werften ziehen unter Leitung des Doktors in den Busch und leben hier einige Wochen gemeinschaftlich von Feldkost. Sie erhalten während dieser Zeit Weisungen in geheimen Dingen. Kaufmann berichtet von folgendem Tanz: ein Junge setzt sich rücklings auf den Rücken eines anderen und beide hüllen sich in einen großen Fellmantel. Der Tanz besteht darin, daß sich der Träger möglichst rasch von einem Bein auf das andere schwingt, ohne sich vorzubewegen, und beide hu, hu brüllen. Die eigentliche Mannbarkeit, welche ihnen das Recht zum Heiraten gibt, wird erst durch die Jagdprüfung erworben. Die Tatauierung hängt mit der Mannbarkeitserklärung nicht zusammen.

Bei den Naron allerdings müssen sie erst die Jagdprüfung machen, bevor sie zur Knabenweihe zugelassen werden. Zehn oder zwölf Kandidaten werden in den Busch genommen und müssen einen Monat von Feldkost leben, die vor dem Genuß vom Doktor mit einer Medizin bestreut wird. Frauen dürfen nicht in die Nähe des Lagers kommen.

Während einer dieser nächtlichen Tänze erscheint Hise und tanzt rund um den Kreis, dann wird er von dem Medizinmann vertrieben. Manche sagen, Hise sehe aus wie eine Frau, andere beschreiben ihn als ein drei Fuß hohes Wesen mit flachem Kopf, großen Augen, schwarzem Körper, Flügel und Klauen (man denke an den Geistervogel Engoreri, der bei der Initiation der Owambo erscheint, oder an den Neida Gamaseb der Bergdama).

Einige alte ǂAuin sahen zwei Wesen, ein männliches und ein weibliches, die wie Löwen aussahen, aber aufrecht gingen; sie waren von Kindern gefolgt, die wie Paviane aussahen.

Offensichtlich handelt es sich hier um Maskentänze. Die jüngeren Männer haben diesen Hise nicht mehr gesehen, ihnen erklärten die Doktoren, er sei gekommen, aber nur die Medizinmänner könnten ihn erblicken.

Ein besonderer Tanz für Hise besteht in der Nachahmung der Bewegung eines Vogels. In alter Zeit tanzte man auch zu zweit, wobei im Refrain gesungen wurde: „Straußenmagen, Hisemagen, hu, hu, hu".

Auch der /Di-Tanz ist Hise geweiht. Bei diesem Tanz tragen die Männer, wie auch sonst bei profanen Tänzen, die oben beschriebenen Tanzrasseln, aber außerdem weiße oder schwarze Straußenfedern.

3. DIE MÄDCHENWEIHE

Wenn bei den Nogau ein Mädchen die erste Menstruation bekommt, wird ein Fest gefeiert. Am ersten Tage muß das Mädchen den ganzen Tag über in einem eigens für sie errichteten laubhüttenartigen, geschlossenen Pontok bleiben. Es bekommt nur zu trinken, aber nichts zu essen. Die Frauen aus nah und fern kommen zusammen und führen um diese Laubhütte Tänze auf. Am zweiten Tage bekommt das Mädchen zu essen; 5 Tage hindurch dauern diese Festlichkeiten, bei denen nur ein einziger Mann als Festleiter zugegen ist. Das Mädchen gilt während dieser 5 Tage als „giftig" und darf nichts anrühren, auch ihre Nahrung nicht, welche ihr von einer alten Frau gereicht wird. Am sechsten Tage geht das Mädchen dann mit einer alten Frau Feldkost suchen, und zurückgekehrt, macht sie selbst Feuer und kocht im Kreise ihrer Gäste zum ersten Male offiziell selbständig. Es ist aber möglich, daß Mädchen schon heiraten, bevor sie diese Zeremonie durchgemacht haben.

Bei den ǂAuin wird für jedes Mädchen zur Zeit der ersten Menstruation die Mädchenweihe abgehalten. Das gleiche ist bei den Naron der Fall. Jede Nacht, solange die Periode des Mädchens dauert, wird der Elandbull-Tanz getanzt. Zwei alte Männer befestigen wirkliche oder aus Holz gefertigte Elandhörner auf ihrem Kopf und warten im Busche; dann kommt das menstruierende Mädchen und setzt oder legt sich, von alten Frauen umgeben, in die Mitte eines Kreises von jüngeren Frauen, welche einen Tanz aufführen. Die beiden Elandbullen kommen bald, bald verschwinden sie wieder. Der Tanz ist sehr indezent. Bei den Nusan vertreten als Vögel (!) maskierte Männer die Elandbullen.

Einmal des Jahres, im Herbst, wenn viel Feldkost geerntet wird, ist ein großes Fest. Der Tag heißt: „//gam /gaa ake (Der große Tag)“. Da wird Nahrung vorbereitet und die Buschmänner kommen von allen Seiten zusammen. Es wird getanzt und gesungen, aber man muß zu Hause bleiben, niemand darf jagen, Feldkost suchen oder überhaupt etwas arbeiten.

4. BRAUTWERBUNG, HOCHZEIT UND EHE

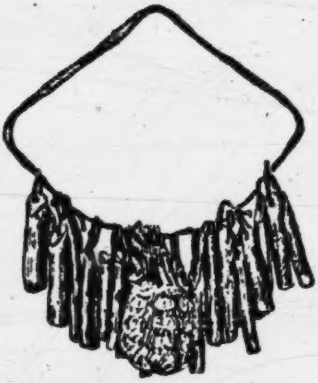


Fig. 25. Halskette mit Zauberhölzern und Parfümdose eines Mädchens (Nogau).

Nogau: Will ein junger Buschmann heiraten, so darf er seinen Antrag nicht bei dem Mädchen anbringen, sondern muß mit deren Eltern sprechen, doch ist die Zustimmung des Mädchens zur Ehe notwendig. Ist diese erfolgt, dann werden Geschenke ausgetauscht zwischen den Eltern der Brautleute oder auch ein Gemsbock geschossen und auf beide Familien verteilt. Gleich nachdem die Geschenke ausgetauscht sind, beginnt man mit den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ist genügend Wild, vor allem ein Gemsbock zur Stelle, dann wird die ganze Nacht hindurch getanzt und dazu gesungen: „Ueeö, ueeeö, ö, eee, gueeö, guueeö usw.“

Dann nimmt der junge Mann seine Gattin und zieht mit ihr zur Horde seines Vaters. Großes Gewicht wird auf Jungfräulichkeit vor der Ehe gelegt. „Das kommt bei uns nicht vor, daß ein Mädchen vor der Ehe geschwängert wird“, so versicherte mir wenigstens das Oberhaupt der Horde. Ebenso legt man auf Nachwuchs in der Ehe größten Wert. Während der Schwangerschaft bestehen keine Speiseverbote. Steht die Niederkunft bevor, dann versammeln sich alle Frauen der Horde. Falls Schwierigkeiten entstehen, wird keine Hilfe geleistet, sondern bloß eine Medizin verabreicht.

Der älteste Bruder des Vaters ist das Familienoberhaupt. Die Knaben gehören dem Vater, die Mädchen der Mutter und fallen auch in die betreffenden Familien. Die Bezeichnungen der nächsten Verwandtschaftsgrade sind: Vater: mba; Bruder des Vaters und Familienoberhaupt: mau; dessen Gattin: mama (die Kinder von Vaters Brüdern und Vaters Schwestern nennen sie Geschwister, und zwischen diesen besteht Heiratsverbot); Mutter: aje; Bruder der Mutter: mko; dessen Frau: tsoo. Zum Unterschied von den !Kung besteht auch den Kindern der Mutterbrüder und Mutterschwestern gegenüber Heiratsverbot, innerhalb der einzelnen Sippen herrscht strenge Exogamie. Monogamie ist die Regel, doch darf man wie bei den !Kung mit Zustimmung der ersten Frau eine zweite nehmen. Die Ehe ist untrennbar. Für die Witwe sorgt die Familie der Frau, die mit den Kindern zu ihren Anverwandten zieht. Eine Verpflichtung des Schwagers, die verwitwete Schwägerin zu heiraten oder für sie zu sorgen, besteht nicht.

ǂAuin: Männer heiraten etwa zwischen 16 und 18 Jahren, Mädchen zwischen 13 und 16 Jahren. Beide Angaben beruhen natürlich auf ungefährer Schätzung. Die Werbung wird vom Ehekandidaten bei der Mutter des Mädchens angebracht. Ist diese nicht mehr am Leben, so vertreten die nächsten Verwandten (Vater, Onkel, Tante) deren Stelle. Der Vater wird erst an zweiter Stelle gefragt. Der Freier bringt den zukünftigen Schwiegereltern Geschenke in Gestalt von Wildbret und Feldkost, manchmal länger als ein Jahr hindurch. Verläuft die Sache glatt, so führt er nach einiger Zeit das Mädchen in seine Hütte, und die Ehe gilt als vollzogen. Weigert sich das Mädchen trotz Einwilligung ihrer Eltern, den Mann zu heiraten (sie ist berechtigt, ihrem Willen Ausdruck zu verleihen, und befolgt durchaus nicht immer den Wunsch der Eltern), so führt der Jüngling das Mädchen schließlich mit Gewalt in seine Hütte. Würde ein Mann ohne Einwilligung der Eltern einem Mädchen Gewalt antun, so würde er getötet werden. Besondere Zeremonien bei der Eheschließung werden nicht vorgenommen. Das vor der Übersiedlung in den Pontok des Mannes vorgenommene Verlöbnis gilt als abgeschlossen, wenn der Mann das Mädchen um das Handgelenk faßt. Da „Verlobung“ und „Hochzeit“ aber zeitlich nur durch den Marsch nach der Hütte getrennt sind, so kann man das Umfassen des Unterarmes der Braut als Vollziehung der Ehe betrachten. Das Umfassen des Unterarmes geschieht ziemlich gewaltsam, und die Braut läßt sich beim Marsch nach der Hütte etwas ziehen. Eigenartig ist es, wie sich nach der Heirat das Verhältnis des Schwiegersohnes zu seiner Schwiegermutter verändert. Der erstere vermeidet die Gesellschaft seiner Schwiegermutter und sitzt nicht mit ihr zusammen. Wenn er sich dem Lagerfeuer zum Beispiel in der erkennbaren Absicht nähert, sich davor niederzusetzen, so geht die Schwiegermutter fort. Hat er notgedrungen mit ihr etwas zu besprechen, so schreien sie sich gegenseitig auf große Entfernungen an.

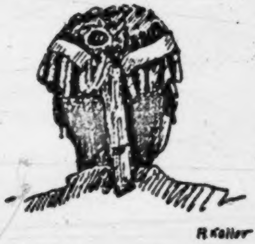


Fig. 26. Nogaumädchen im Festschmuck aus Straußeneiperlen (Mädchenweihe).

Vorehelicher Geschlechtsverkehr scheint kaum vorzukommen. Kaufmann hat zwei bis drei Kinder bei den meisten Frauen festgestellt, welche stets etwa 2 oder 3 Jahre auseinander sind.

Bei den Naron wird die Braut formell geraubt, das Wort „Heiraten“ bedeutet soviel wie „Fangen“. In Wirklichkeit aber gehen diesem Raub Verhandlungen voraus. Die Exogamie ist bei den Naron nur mehr auf die wirklichen Geschwister beschränkt. Nach der Hochzeit zieht das junge Paar zur Werft der Brauteltern und bleibt manchmal jahrelang dort. Bei den Naron kommt übrigens auch Kindesmord vor. Ansonsten hängen aber die Buschmänner mit großer Liebe an ihren Kindern.

5. STAAT UND RECHT

Bei den ǂAuin ist die Häuptlingswürde im Mannesstamme erblich. Das gleiche ist bei den Nogau der Fall. Bei den Naron gibt es eigentlich keine Häuptlinge mehr. Der letzte kam dadurch um seine Autorität, daß er sich vorwiegend als Arbeiter auf den Farmen aufhielt. Bleek glaubt, daß früher ein solcher Häuptling 30–50 Familien regierte. In letzter Zeit hatten alle diese Stämme wenigstens nominell einen Kriegshäuptling.

Bei allen drei Stämmen ist der Begriff des Privateigentums an Gebrauchsgegenständen sehr stark ausgeprägt, und auf Diebstahl steht die Todesstrafe. Jede Sippe ist Eigentümerin eines bestimmten Landstriches. Nicht überall sind in diesem ebenen Gebiete die Grenzmarken deutlich, so daß ein Überschreiten derselben nicht jene schweren Folgen hat wie im Norden. Wer dagegen ein Wild findet, das unter dem Pfeilgift verendet ist und welches er nicht selbst geschossen hat, der darf nichts davon nehmen. Das Feldkostsammeln ist überall gestattet. Wer dagegen einen Honigstock findet, macht dort ein Zeichen, und dieser ist nunmehr sein Privateigentum geworden. Bei den ǂAuin brennen die einzelnen Buschmänner Feldstücke ab, und alle Feldkost, die dort wächst, gilt als sein Privateigentum.

Die Fehden, die zwischen einzelnen Sippen bestehen, werden als Krieg bezeichnet; da aber eine Rechtsahndung praktisch nur gegenüber Angehörigen anderer Horden geübt wird, so bedeutet jede

Geltendmachung des Rechtes auch Krieg. Bei den Nogau wird der Krieg feierlich durch Boten angesagt.

Bevor man in den Krieg zieht, schmiert man sich mit einer Zaubermedizin den Körper ein (/num). Handelt es sich um alte Feinde, so wird der Überfall hinterlistig ausgeführt. Ansonsten stellen sich die Feinde zum offenen Kampf. Je nach dem Grade der Feindschaft wird entweder mit vergifteten oder unvergifteten Pfeilen aufeinander geschossen. Häufig aber findet vor Beginn des Kampfes noch eine Unterredung der Führer statt, die dazu führt, daß man in Frieden auseinander geht. Die Grundsätze der natürlichen Moral werden innerhalb und außerhalb der Horde geachtet und anerkannt. Es gilt als schlecht, einem anderen Menschen Böses zu tun oder ihm in der Not nicht beizustehen, nicht weil man irgendeine Strafe zu befürchten hätte, sondern weil es die Alten so gelehrt haben.

6. DAS WELTBILD UND DIE RELIGION

Die Sonne ist ein Mann und heißt /gam bzw. kha//a`, der Jäger. Der Mond ist eine Frau und heißt ǃnui bzw. /nauga, „die Herumlaufende".

Früher haben die Sonne, der Mond und der Hase zusammen gewohnt. Eines Tages hatte Frau Mond und Herr Hase Streit. Der Mond hat dem Hasen mit einem Beil die Schnauze auseinander geschlagen. Der Hase hat den Mond dann im Gesicht zerkratzt. Das sieht man noch heute. Als die Sonne heimkam, wurde sie böse und sagte: „Jetzt haben wir genug von der Erde, jetzt gehen wir hinauf, damit der Hase allein bleibt. Von oben werde ich ihn brennen, und ich werde sehr heiß werden, damit er tags nicht herumlaufen kann, wie er will." Darauf erwiderte der Mond: „Es ist gut so, ich gehe nachts und bringe die Kälte, so daß der Hase friert, wenn er sein Futter sucht."

Seit dieser Zeit sind Sonne und Mond am Firmament.

Das Himmelsgewölbe besteht aus den Decken von Sonne und Mond. Als Sonne und Mond zum Himmel hinauf gingen, hatten sie Säckchen mit Harz bei sich. Die warfen sie weg. Diese Harzkörner sind die Sterne.

Als Sonne, Mond und Hase noch beisammen waren, da sagte die Sonne: „Die Menschen sollen nicht sterben", und der Mond stimmte ihr bei. Aber der Hase sagte: „Nein, die Menschen müssen sterben, weil ich auch sterben muß."

Der Regen wird von Zauberern gemacht, diese heißen Gowa. Sie sterben nicht, sind aber sonst wie andere Menschen, haben aber schwarze Haut. Wenn kein Regen kommt, dann machen die Buschmänner ein großes Feuer und werfen eine Wurzel „He" und eine männliche Schildkröte hinein. Sobald es zu regnen anfängt, dann tanzen sie und schlagen sich dabei auf die Schenkel und singen dazu: „Ehe, ehe, ehe, ije, ije, ije, ehe, ehe, ehe usw." Die Zauberer können sich in Löwen verwandeln.

Der Regenzauberer wohnt auf der Erde, wie andere Menschen wohnen. Der Regenbogen ist der Regenhund. Die Wolken sind die Regenhaare.

Wenn Neumond ist, dann sagen sie, der Mond schläft. Die Sonne läuft des Nachts wieder nach Osten zurück.

Donner und Blitz macht nicht der Regen, sondern Gauab, der bei diesen Buschleuten zu einer Personifikation des Bösen geworden ist. Der Blitz heißt: „Gauabs Messer".

Der dunkle Nachthimmel sind die Decken von Mond und Sonne. Das Himmelsgewölbe heißt /gna. Meine Gewährsmänner ließen die Frage offen, ob nicht vielleicht die Sonne „der Größte sei", welcher alles gemacht hat. Andererseits wird aber Khu ebenfalls als der Schöpfer angesehen. Er hat Himmel und Erde gemacht, und er macht auch die Menschen lebendig. Khu ist kein menschliches Wesen, er ist gut, aber Näheres weiß man nicht von ihm. Er greift auch nicht weiter in den Lauf der Welt und des Menschenlebens ein. Zwar sagen sie: „Khu ist der Größte und Gauab ist der Kleinste", aber Gauab spielt in ihrem Leben doch eine größere Rolle. Er gebietet über Donner und Blitz, er jagt, allen sichtbar, als zerstörende Windhose durch die Steppe, und er tötet die Menschen auch, indem er ihnen die Seele herausreißt und einen kleinen Gauab daraus macht, der seinerseits im Busch herumläuft und allerhand üble Dinge treibt.

Bei den Naron besteht im geheimen ein Mondkult. Man bittet den Neumond um Regen. In alter Zeit sollen auch bestimmte Sterne, besonders der Morgenstern und das südliche Kreuz, das sie Feuerschuh nennen, angerufen worden sein. Die Geschichte vom Mond und dem Hasen wird folgendermaßen erzählt: Der Mond sagte: „Die Leute sollen sterben und wieder aufstehen, wie ich sterbe und auch wiederum zurückkomme." Aber der Hase widersprach und meinte, die Leute sollten tot bleiben. Da wurde der Mond böse und zerschlug dem Hasen mit einer Hacke das Maul.

„Der Mond ist ein alter Mann und die Sonne ein junges Mädchen, seine Frau. Zuerst geht der Mond unter den Himmel, dann folgt die Sonne hinter ihm her. Sie gehen in ihre Hütten, die sich unter dem Horizont im Westen befinden. Bei Nacht bzw. bei Tag gehen sie zu ihren Hütten im Osten zurück; man kann sie hören, aber nicht sehen."

Kaufmann konnte über die Hochgötter der ǂAuin nichts Konkretes in Erfahrung bringen. Über die Naron erzählt Bleek, daß bei ihnen eine eigentümliche Mischung religiöser Vorstellung Platz gegriffen habe. Eine gewisse Zentralstellung nimmt bei ihnen Hise oder Hyesa ein, der von den erwachsenen Männern mit !Khuba oder |χ'uba bezeichnet wird. Die alten Leute wußten nichts davon. !Khub bezeichnen die Nama als Meister oder Herr, und dieses Wort wird von manchen Missionaren für Christus gebraucht. Diese Alten behaupten, dieser Begriff sei von den Nama übernommen worden. Früher kannte man nur Hise, dieser wohnte im Osten. Hise ist offenbar dasselbe wie Heitsi Aibib (wörtlich „Der erste Baum").

Die Naron erzählen, daß in alter Zeit sowohl die Bäume wie die Tiere Menschen waren, die von Hise in ihre jetzige Gestalt verwandelt wurden. Dann rief Hise die Häuptlinge der Weißen und Schwarzen und sagte zu ihnen: „Nehmt Rinder und Ziegen und lebt mit ihnen." Zu den ersten Häuptlingen der Buschmänner aber sprach er: „Nehmt die Antilopen und lebt von ihnen, macht Fallen und jaget und lebet im Busch."

Der Ausdruck Huwu oder Huwuba ist bekannt und soll den großen Kapitän der Männer im Norden bezeichnen. Interessant sind die Ausführungen von Miß Bleek über //Gauwa. Nach der Meinung der Naron und ǂAuin ist //Gauwa der Geist eines verstorbenen Menschen. Medizinmänner können diese Geister auch sehen, die Weiber können sie nur hören. Manche Frauen erklärten, daß nur Männer, welche die Initiationszeremonie durchgemacht haben und die zwei Narben zwischen den Augenbrauen haben, //Gauwa werden können. Aber auch ein starker, heulender Wind wird als //Gauwa bezeichnet. Einige Individuen glauben auch an einen Obergeist dieses Namens, der in der Nähe Hises im Osten wohnt, zu dessen Hause die Geister bei Tage zurückkehren. Manche bezeichnen //Gauwa als den jüngeren Bruder Hises, andere identifizieren ihn mit diesem.

Die Naron geben Hise bald männliche, bald weibliche Endungen. Bei den ǂAuin erscheint dieser während ihrer Tänze bald als Mann, bald als Frau.

7. MEDIZIN

Der Heilschatz der Nogau-Buschmänner ist sehr primitiv. Sie haben kein Mittel gegen Schlangenbiß und keines gegen das Pfeilgift.

Elandfett ist eine Universalmedizin. Bei den häufigen Augenentzündungen wird dieses Fett ins Auge geschmiert, bei Kopfschmerzen wird warmes Elandfett ins Ohr geträufelt, bei Schnupfen werden die Nasenlöcher und die Nase mit Elandfett eingeschmiert.

Die Krankheiten kommen entweder vom bösen Obergauab oder auch von Zauberern. Die Krankheit wird durch einen kleinen Gauab hervorgerufen, der sich im Körper festgesetzt hat. Je schwerer krank einer ist, um so mehr Gauana sind in ihn hineingefahren. Die Doktoren können diese Krankheitsgeister herausziehen, sie tun das in analoger Weise wie die !Kung. Auch Doktorinnen gibt es.

Die Krankheitsgeister werden hier viel materieller gedacht als bei den !Kung, so ein Gauab sieht aus wie ein Mensch, er kann aber auch als Löwe, als Wildebeest oder als Schlange erscheinen. Ist der Gauab aus dem Körper herausgezogen, dann läuft er weg und spricht mit niemandem.

Speziell die Zauberer verwandeln sich gerne in Löwen. Bei den Buschmännern weiter im Norden soll es verkommen, daß sie im Busch beispielsweise ein Wildebeest sehen; das ist aber gar kein Wildebeest, sondern ein Gauab. Die Doktoren erhalten ihre Kraft vom obersten Gauab (/gaua //gaicha). Es ist derselbe, der in der Windhose erscheint. Die Doktoren müssen ähnlich wie bei den Bantu bei älteren Fachkollegen mehrere Jahre in die Schule gehen. Sie können nicht nur heilen, sondern auch im bösen Sinne zaubern, indem sie /Gaua //gaicha bewegen, einen Menschen krank zu machen, dem sie schaden wollen.

„Wer Zauberer werden will, der muß bei einem anderen Zauberdoktor in die Schule gehen. Wenn jemand vom Blitz getroffen wird, so sagt man, Gauab hätte ihn mit seinem Messer geschlagen. Manche werden dann große Doktoren und sprechen viel mit Gauab. Gauab kommt auch als Windhose."

Bei den Naron ist nach Bleek auch der Buschmannrevolver im Gebrauch. Damit kämpfen die Doktoren untereinander. Man schießt heimlich einen solchen Pfeil auf den Karoß des Gegners, und durch den Zauber, der von dem Pfeil ausgeht, erkrankt der Feind und stirbt.

8. TOD UND BEGRÄBNIS

Bei den Nogau bestehen folgende Anschauungen: Der Tod wird dadurch herbeigeführt, daß Gauab die Seele stiehlt und einen kleinen Gauab daraus macht. Der Tote wird sogleich begraben, es wird nicht getanzt, sondern geweint. Die Leiche wird in Hockerstellung zusammengebunden und auf der Seite, mit dem Kopfe nach Osten, bestattet. Bloß die Schlafdecke wird mitgegeben, die hinterlassenen Waffen behalten die Brüder. Die Kost, die der Tote bei sich getragen hat, wird auf das Grab geworfen. Dann kommen Büsche darauf.

Nach ihrer Meinung treibt sich die in einen Gauab verwandelte Seele des Toten beim Grabe herum, darum zieht man von dannen. Kommt ein Nogau-Buschmann bei dem Grabe eines Stammesgenossen vorbei, dann bittet er ihn um Hilfe bei der Jagd, damit die Kinder schnell wachsen und dick werden. Er sagt:

„Ich weiß nicht, wie es mir gehen wird
Mit dem Essen, wie es mir gehen wird mit dem Essen;
Ich weiß nicht, was ich machen soll, daß ich etwas zu essen bekomme,
Laß uns essen und groß werden."

Allerdings besteht auch der Glaube, daß der große Gauab, der den Menschen tötet, dessen Herz frißt oder in kaltem Wasser aufhebt und schließlich einen neuen Buschmann daraus macht. Bei den Naron wird der Leichnam in Hockerstellung zusammengebunden und mit dem Gesicht nach Osten in Seitenlage bestattet. Am Tage nach dem Begräbnis streuen die Leidtragenden Buchupulver auf die Grabstätte. Diese Sitten werden aber keineswegs immer eingehalten, speziell dann, wenn der Boden hart ist. Die Naron fürchten die Geister der Verstorbenen nicht. Doch sehen die Doktoren die Totengeister und ebenso jene Männer, „die zwischen den Augenbrauen Einschnitte haben". Das sind, wie wir von den Nogau wissen, alle, welche die Jugendweihe mitgemacht haben. Frauen können solche Geister niemals sehen.

Bei allen drei Stämmen kommt es vor, daß alte Leute ausgesetzt werden.

9. DIE JAGD

Die West-Kalahari ist auch heute noch ziemlich wildreich, so daß der Lebensunterhalt durch die Jagd wenigstens einigermaßen erzielt werden kann. Vor der Jagd verreibt man eine Tamanafrucht (tse) im Gesicht. Sie suchen auch die Kräfte des Wildes durch Impfung in sich aufzunehmen. Wenn etwa ein Steinbock zur Strecke gebracht ist, dann nimmt man ein Stückchen Herz, einen Ausschnitt des Ohres und verkohlt diese. Man verreibt diese Tierkohle dann in den Einschnitt am Oberarm. Sowohl im Krieg als auch auf der Jagd verständigt man sich durch Rauchsignale. Die Hauptjagdwaffe ist der Bogen mit dem Giftpfeil. Das Gift[1] wird aus den Kokons einer Käferlarve gewonnen, die auf den Wurzeln einer Akazie lebt. In einem Antilopenhorne trägt der Buschmann mehrere dieser Kokons wie Patronen mit sich. Soll die Pfeilspitze vergiftet werden, dann wird ein Feuer angemacht, etwas von dem Akazienharz, das der Buschmann immer bei sich trägt, auf der Pfeilspitze verschmiert und sodann ein Kokon zerbrochen und sein Inhalt auf der Pfeilspitze verrieben. Bei dieser Gelegenheit hatte einer meiner Buschleute eine kleine Wunde am Daumen, durch die das Gift eindrang, übersehen. Das Eindringen des Giftes war nicht sehr schmerzhaft, er hatte nur das Gefühl „als würde warmes Wasser in sein Fleisch eindringen“. Der Arm war eine Woche lang dick geschwollen. Die anderen machten ihm zahlreiche Einschnitte und Skarifikationen mit glühenden Hölzchen, und so konnte er gerettet werden. Das Fleisch der so getöteten Tiere ist roh genossen, giftig.

v. François[2] berichtet, daß die Hei//om dieser Gegend ihr Gift aus dem Milchsafte der Apocynacee Adenium Boehmianum bereiten. Dieses wird an der Sonne zuerst violett und dann schwarz. Es wird in kleinen Ledersäckchen aufbewahrt und im Bedarfsfalle erwärmt und mit dem Safte der Habaswurzel vermengt und mit flachen Stäbchen auf die Pfeilspitzen gebracht. Diese Buschmänner bedienten sich noch gerillter Steine zum Richten des Pfeilschaftes.

Der kleine Bogen (!naru) wird aus dem //ne-Busch gemacht und ist viel kürzer als der der !Kung. Der Pfeil und die Pfeilspitze heißen tschi. Sie haben sowohl Pfeile mit Eisenspitzen wie die !Kung, wie auch solche aus Knochen. Die beigefügten Figuren mögen die beiden Typen erläutern, die von anderen Autoren bereits hinlänglich beschrieben wurden. Die in älteren Sammlungen befindlichen Pfeilspitzen, auf denen das Gift nicht nur an der Spitze, sondern auch auf dem Schaltstück in strich- oder punktförmigen Klümpchen aufgetragen ist, sind jetzt nicht mehr in Verwendung. Auch die Bogen der Naron sind klein, und auch sie haben zweierlei Pfeile. Die Pfeilschäfte sind aus Rohr, das nur an wenigen Stellen verwendet wird. Außerdem haben alle diese Stämme Wurzelstockkeulen. Speere (Kuku) werden von den Owambos gegen Straußeneiperlen eingehandelt. **Bleek** schreibt von den Naron, sie hätten früher überhaupt keine Hunde gehabt, und auch von den ǂAuin meldet **Kaufmann**, daß sie sehr wenig Hunde hätten. Die Nogau hatten allerhand Köter, aber keine originelle Rasse. In diesem Zusammenhang seien zwei Tiergeschichten erzählt:

---

[1] Lewin hat den Buschmanngiften mehrere Studien gewidmet (Pfeilgifte der Buschmänner. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 44. 1912.

„Als ich die ersten mit Gift bewehrten Pfeile, die Lichtenstein von seiner Reise im Jahre 1806 heimgebracht hatte, und die im hiesigen Museum für Völkerkunde aufbewahrt werden, untersuchen durfte, konnte ich feststellen, daß in dem Gifte Alkaloid sei, dem anfangs erregende, später lähmende Wirkungen auf Rückenmark und Gehirn zukamen. Wegen der Geringfügigkeit des Materiales war bis auf eine eigenartige Farbenreaktion, die das aus dem Gifte isolierte Alkaloid mit konzentrierter Schwefelsäure lieferte, nichts weiter feststellbar.

Es ist mir nun gelungen, aus der Zwiebel von Haemanthus toxicarius, der ‚gift bol' der alten holländischen Kolonisten, das wirksamste Prinzip, ein Alkaloid, darzustellen, das chemisch und toxisch mit dem wirksamen Prinzip des von Pfeilen abgenommenen Giftes übereinstimmt. Ich gab ihm den Namen **Haemanthin**.

Nach der subkutanen Beibringung der aus den 6-7 mm langen Blepharida-Larven isolierten wasserlöslichen Eiweißkörper bei Tieren stellen sich die Bewegungsstörungen ziemlich schnell ein. Futter wird nicht mehr aufgenommen. Tauben bekommen danach Erbrechen und, gleichwie auch Kaninchen, Durchfälle. Sie werden ruhig, hocken bewegungslos, die Lider, die sich eine Zeitlang fast unaufhörlich bewegten, nehmen schließlich an der Schwerbeweglichkeit bzw. Bewegungsunfähigkeit teil. Die Augen sind geschlossen. Die Tiere verfallen dann in einen schlafartigen Zustand und gehen nach oft erst vielen Stunden unter Atmungsstörungen zugrunde. Bei der Sektion werden Veränderungen in der Niere gefunden.“

Eine Übersicht über die Giftpflanzen Südafrikas hat J. M. Watt gegeben. Als Medizinalpflanzen werden in Südafrika über 500 Arten verwendet und 150 gelten als gefährliche Giftpflanzen. Die meisten der bisher bekannten Giftpflanzen haben eine Wirkung nach Art des Digitalis. Hierzu gehören ja auch die alten Pfeilgiftpflanzen der Buschmänner Acokanthera, venenata und spectabilis, welche von Muir, Lewis und Curson genauer untersucht wurden. Auffällig ist, daß das Gift eine außerordentlich chemische und physikalische Stabilität hat. Zur Vergiftung per os wird von den Eingeborenen öfter Boweia volubilis verwendet.

Literatur: J. M. Watt, M. B., The Present Position of our Knowledge of South African medicinal and poisonous Plants. South African Journal of Science, Vol. XXV, 1928.

J. Muir, J. S. A., Chem. Inst. 1924, VII, 28.

J. Muir, and J. Lewis, J. S. A., Chem. Inst. 1925, VIII, 11.

H. H. Curson, Some Little-known South African Poisonous Plants and their Effects in Stock. Thesis for Diploma of F. R. C. V. S., 1926.

[2] v. François, Reiseber. Windhuk-Gobabis, M. a. d. dtsch. Schutzg. V, 1892.

1. Ein großer Vogel hat einen Steinbock getötet. Da kam die Hyäne und nahm den Steinbock. Die Hyäne begegnete dem Schakal. Der Schakal sagte: „Hyäne, du sollst nicht dorthin gehen, wo du hingehen willst, es wird dir sonst übel ergehen!" Die Hyäne ging aber doch, da kam der große Vogel (!gui) und band der Hyäne die Füße zusammen und machte bei den Füßen ein Feuer. Seitdem hat die Hyäne schwarze Beine und wagt nicht etwas Lebendes zu töten. Aber auch der Schakal ging stehlen, da packte ihn der große Vogel und hielt ihn mit dem Rücken über das Feuer, seitdem hat er einen schwarzen Streifen über den Rücken.

2. Der Löwe kam zur Wasserstelle, da kam der Frosch aus dem Wasser und verhöhnte den Löwen. Dieser wollte ihn töten, kratzte ihn aber nur auf dem Rücken; der Frosch sprang schnell wieder ins Wasser, aber seitdem hat er schwarze Streifen auf dem Rücken.

10. KLEIDUNG UND SCHMUCK

Die Kleidung des Mannes besteht aus der Mütze, aus dem Fell des Schakals, des Springhasen oder des Duikers, dem Lendenschurz, Sandalen und der Felltasche. Im allgemeinen unterscheidet sich die Kleidung dieser Buschmänner nicht wesentlich von der des Nordens. Nur besitzen sie weit mehr Straußeneiperlen als jene.

11. WAFFEN

Die ǂAuin besitzen die Wurflanze, der Grabstock wird gelegentlich auch zum Schlagen und als Wurfkeule benützt. Die Lanzenspitzen werden vom Ngami-See eingehandelt. Der Schaft ist am oberen Ende mit einem Streifen von Antilopenhaut oder Sehnen umwickelt. Der Schaft verjüngt sich gegen das Ende zu. Die Lanzenspitzen werden in männliche und weibliche eingeteilt. Die männlichen haben stumpfe Widerhaken. Die Spitze wird öfter mit einer Lederkappe versehen. Die Lanzen spitzen dienen zugleich als Messer und Universalinstrument. Die Speerspitzen werden gut versteckt gehalten. Bei den Naron sind Speere heute sehr selten, sie werden aus Owamboland im Tausche gegen Straußeneiperlenketten erworben. Das gleiche gilt von den Nogau, die allerdings die Speerspitzen teils von den Owambos, zum Teil auch auf dem Umwege über die !Kung vom Okawango beziehen.

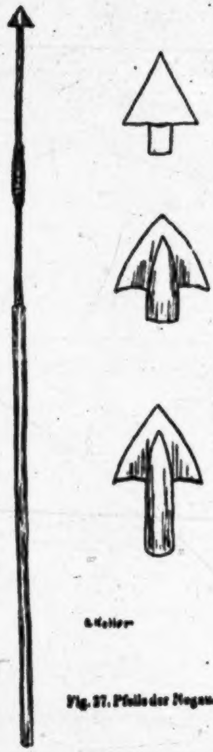


Fig. 27. Pfeile der Nogau.

Der Bogen der ǂAuin ist klein; die Sehne ist aus Tiersehnen gedreht und auf einer Seite aufgeschoben, auf der anderen befestigt. Die Pfeile werden aus Schilfrohr hergestellt. Am Grunde des Schaftes befindet sich eine flache Einkerbung, das Ende ist mit Gras umwunden. Ebenso finden wir am oberen Ende eine Einkerbung, wo die Spitze eingesteckt wird. Die Länge des Pfeilschaftes beträgt 48–52 cm. Die Spitzen sind entweder aus Eisen oder aus Bein, wozu Straußenknochen gebraucht werden. Die knöcherne Pfeilspitze geht in zwei Enden aus, deren eines in das Schaftrohr gesteckt wird, während das andere vergiftet ist. In anderen Fällen ist die kurze Pfeilspitze durch ein Verbindungsstück aus Gras mit einer Knochenspindel verbunden, die dann ihrerseits im Schaft fixiert wird, so daß der Pfeil dreiteilig ist. Die Pfeile werden entweder montiert im Köcher getragen, oder die Spitzen werden in kleinen Behältern aus Rinde oder Horn aufbewahrt, die beiderseits durch Lederkappen verschlossen sind. Drei Bogen der Nogau hatten Längen von 89, 95 und 100 cm. Tiersehnen sind verwendet.

Der Kampfschild der ≠Auin ist eine Kriegsmütze aus dem Felle des Erdwolfs. Der Bogen der Naron ist aus dem Holze der Grevia gemacht und ca. ein Meter lang. Zur Bespannung werden nicht nur Sehnen, sondern auch Fasern aus dem Pflanzenreich verwendet. Die Pflanzenschnüre sind ein Surrogat, zu dessen Verwendung die Buschmänner heute durch den Wildmangel genötigt werden. Der Bogen selbst wird an seinen Enden durch Umwickelung mit Sehnen oder Leder verstärkt.

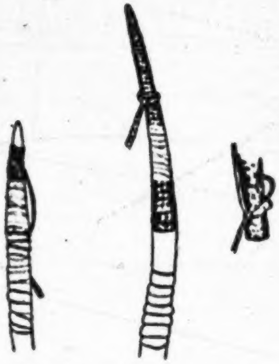


Fig. 28. Bogen der Nogau (⅓ n. Gr.).

Die Pfeilschäfte gleichen denen der ≠Auin, ebenso die Spitzen. Die Eisenspitzen sind nicht abnehmbar und werden männliche genannt. Das Metall wird aus dem Norden bezogen und auf kaltem Wege von den ≠Auin zubearbeitet. Die Naron selbst machen keine Eisenpfeilspitzen.

Während zu **Kaufmanns** Zeiten die ≠Auin noch keine Kirri hatten, besitzen die Naron heute solche, und zwar ist das untere Ende zugespitzt, damit man ihn auch als Grabstock verwenden kann. Die Nogau besitzen, wenn auch nicht häufig, Wurfkeulen, die denen der Daman und Herero entsprechen, jedoch roher gearbeitet sind.

Bleek erwähnt von den Naron auch die Harpunen mit langen, zusammengesetzten Schäften, die dazu dienen, Springhasen und dergleichen aus ihren Löchern herauszuholen. Dieses Werkzeug wird bei den Daman näher beschrieben werden.

Feuer machen die Nogau wie alle Buschmänner durch Reiben mit zwei Hölzern aneinander. Das weibliche Holz heißt Dane-di, das männliche Dane-/goa. Das Feuermachen selbst wird als Dalisi bezeichnet, eines der zahlreichen fremdartigen Worte, die wir bei den Nogau finden und die keine Klixe haben.

Buschmannbrunnen sind ebenfalls im Gebrauch und heißen //a-si.

Die Mädchen haben ein Spielzeug (gai-dum), das aus mehreren verschiedenartigen Hölzchen besteht, welches sie auf der Brust tragen. Sie klappern mit den Fingern darauf.

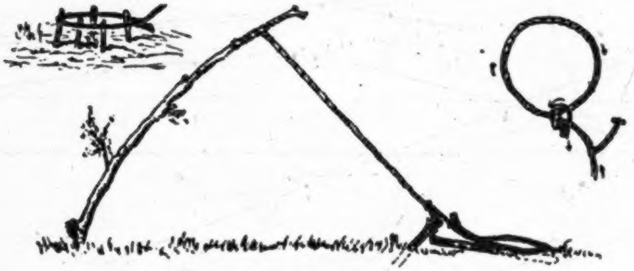


Fig. 29. Wildfalle. (Nach Gentz, Globus, Bd. 83, 1903.)

Der Löwe wird weder gegessen noch gejagt. Schakal und Leopard werden gegessen, vom letzteren auch die Leber. Paviane werden nicht gegessen, weil diese früher Buschmänner waren.

Die Strichtatauierung zwischen den Augenbrauen macht die Leute bei den Nogau zu Leoparden. Die Naron beschmieren sich mit roter und schwarzer Farbe. Die anderen Einritzungen und Tatauierungen werden bloß zu Verschönerungszwecken gemacht.

Bei den Naron werden die Tausendfüßer als Geschöpfe des Hise angesehen, und nur Doktoren dürfen sie anrühren und machen Medizin daraus. Bei den Nogau und ǂAuin gibt es Zauberknochen, die zur Vorhersagung der Zukunft dienen. Auch die Naron glauben, daß die Felsgravierungen von //gauwa stammen.

Bei den Auin ist es verboten, Hyänenfleisch zu essen und ebenso das Fleisch des Schabrakenschakals, weil dieser ein Hund ist.

Nachzutragen sind die folgenden wichtigen Angaben von Gentz[1]:

„Ich habe wiederholt auch Buschmannspfeile gefunden, an denen die sonst aus Knochen (meist Straußenknochen) gefertigte Spitze aus Holz bestand. Die Konstruktion der in Fig. 29 wiedergegebenen Wildschlinge ist folgende: Eine etwa 4–5 mm starke Schnur, die an einem Ende in eine einfache Schlinge ausläuft, wird mit dem anderen Ende an einem stark abwärtsgebogenen elastischen jungen Baum oder Zweig befestigt. An dem mit der Schlinge versehenen Ende der Schnur ist eine kleine dünnere Schnur mit einem Querhölzchen angebracht. Die Schnur wird um einen schräg in die Erde getriebenen kleinen Pflock gelegt und durch ein gegen das freie Ende des Querhölzchens gestemmtes, flaches, unter dem Boden eingegrabenes Holz, über welches die Schlinge kreisrund auf den Boden gelegt wird, am Abgleiten verhindert. Das Wild, das seiner gewohnten Bahn zur Wasser- oder Brak-(Salz)-Stelle folgt und durch abgeschlagene und zu beiden Seiten der ausgetretenen Bahn gelegte Dornzweige am Abbiegen von der Spur verhindert wird, tritt auf das dicht unter dem Boden liegende Stäbchen, das dadurch aus seiner Lage kommt und das Ende des kleinen Querhölzchens fahren läßt. Die Schnur, die nun ihren Halt verloren hat, läßt den umgebogenen Baum frei, der zurückschnellend die an dem Bein des Wildes seinen Halt findende Schlinge zuzieht und das Tier gefangen hält, bis der Buschmann es mit einer Anzahl Schläge seines aus hartem Holz geschnitzten Kirri auf grausame Weise vom Leben zum Tode fördert. Für die verschiedenen Hühnervögel, Tauben usw. fertigt der Buschmann ähnliche Schlingen aus dünnerer Schnur an, die ebenso aufgestellt werden, mit dem Unterschiede, daß hier die Schlinge nicht auf den Boden gelegt wird, sondern durch kleine, in einem Kreise in den Boden gesteckte Stäbchen etwa 2–3 cm über dem Boden gehalten wird. In die Mitte des Kreises, auf das lose mit Sand bedeckte Stäbchen, werden einige Maiskörner oder Beeren gelegt. Sobald der betreffende Vogel diese diese aufpickt, bringt er das Stäbchen aus seiner Lage und sitzt mit dem Hals in der Schlinge. — An Hausgeräten fand ich bei den Kalahari-Buschleuten außer den zum Wassertransport dienenden hohlen Straußeneiern noch aus dem inneren Bauchfell eines Tieres hergestellte, einer Schweinsblase nicht unähnliche Wassersäcke, die an der Öffnung durch einen Holzknebel und Lederschnur verschlossen werden. Die Straußeneier dienen den Buschleuten auch zur Anlage künstlicher Wasserstellen in den Durststrecken der wasserarmen Steppengegenden, indem eine Anzahl derselben unter dem Sande verborgen wird.

An Hausgerät fand ich bei den Buschleuten noch flache, hölzerne Schüsseln, hölzerne Mörser und irdene Töpfe verschiedener Größe. Die Holzschüsseln, die in der Form vollständig verschieden sind von denen der Hereros, handeln sie nach ihrer eigenen Angabe von ihren nördlichen Nachbarn ein. Die irdenen Töpfe sind jedenfalls auch nicht von den Buschleuten selbst angefertigt. Sie erinnern in der Form etwas an die hölzernen Omeiratöpfe der Hereros und werden, wie mir ein Hererobastard erklärte und vormachte, folgendermaßen fabriziert. Ein Klumpen weichen und durchgekneteten Tons wird über das nackte, angefeuchtete Knie gestrichen, so daß er zunächst dessen Form annimmt. Dabei muß, um die richtige Form zu geben, der Unterschenkel dicht an den Oberschenkel gepreßt werden. Dann wird die Tonmasse vorsichtig abgestreift und die Form des Gefäßes durch Kneten mit den Fingern verbessert und vervollständigt. Schließlich werden mit einem Holzstäbchen einfache Verzierungen hineingeritzt. Eine Drehscheibe kennen die Hereros nicht, bei denen diese selbstgefertigten Tontöpfe außerdem schon meist durch eingeführte europäische Eisentöpfe verdrängt sind.“

---

[1] Einige Beiträge zur Kenntnis der südwestafrikanischen Völkerschaften. Globus, Bd. 83. 1903.

3: Lebzelter

FX10 Bushmen

[End plate I]

1. Vormarsch im Sandfeld

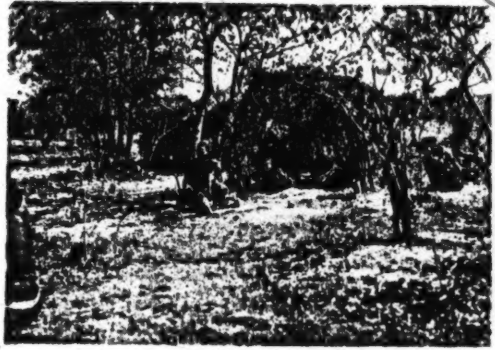
2. Lager bei Shandi im Otjimpolofeld

3. Auf der hohen Düne an der Etoshapfanne

4. Unter dem Affenbrotbaum von Uukualuthi

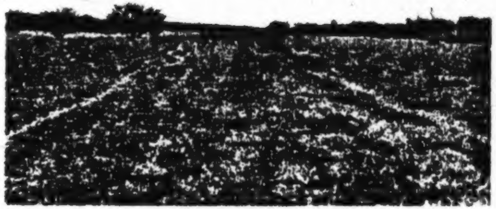
TAFEL I. Lagerplätze der Expedition in Südwest.

[End plate II]



1. ! Kunghütten im Buschfeld

2. Sommerlandschaft im ! Kungfeld



3. Der Omuramba u Omatako südlich Otjituo

4. Winterlandschaft im Sandfeld

TAFEL II. Landschaftsbilder aus dem ! Kungfeld.

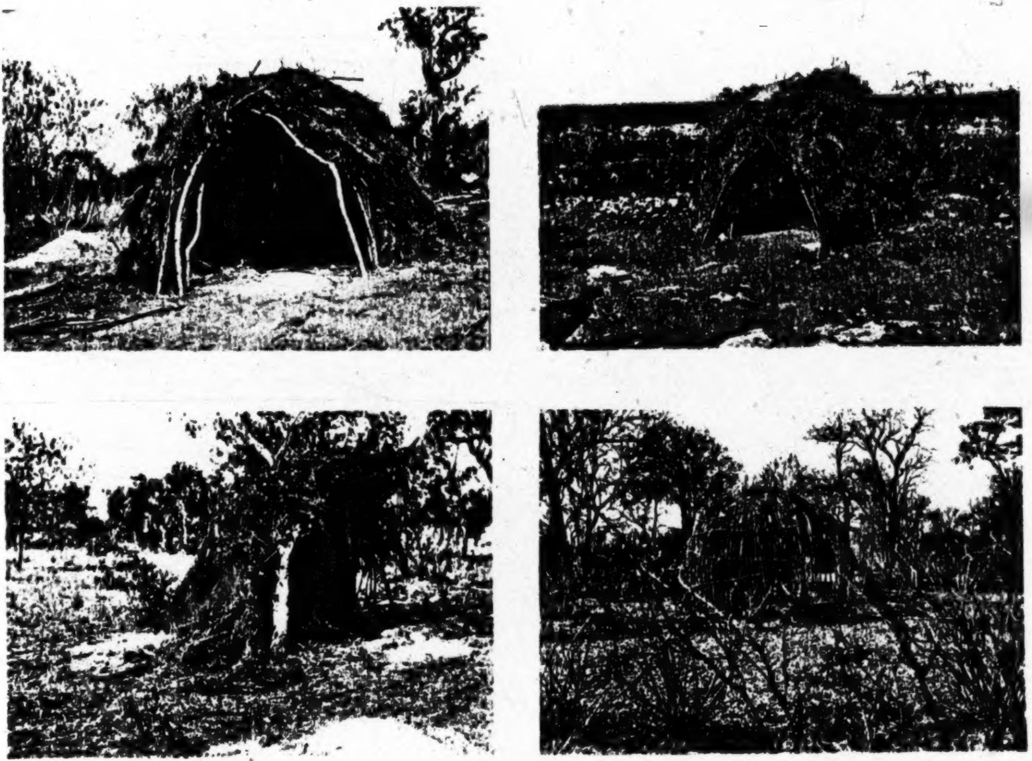
Lager der ! Kung am oberen Omuramba'a Ovambo

Der Verfasser verhandelt mit ! Kungbuschleuten im Otjimpolofeld.

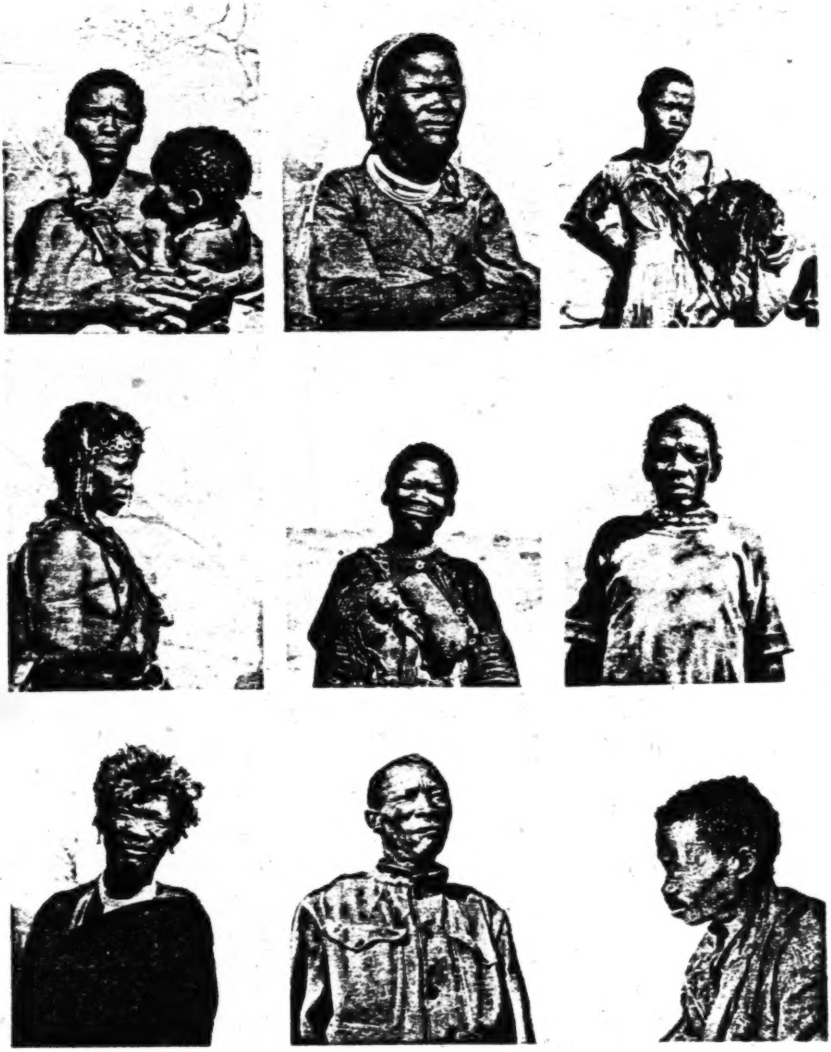
TAFEL III. ! Kung

[End plate III]

[End plate IV]

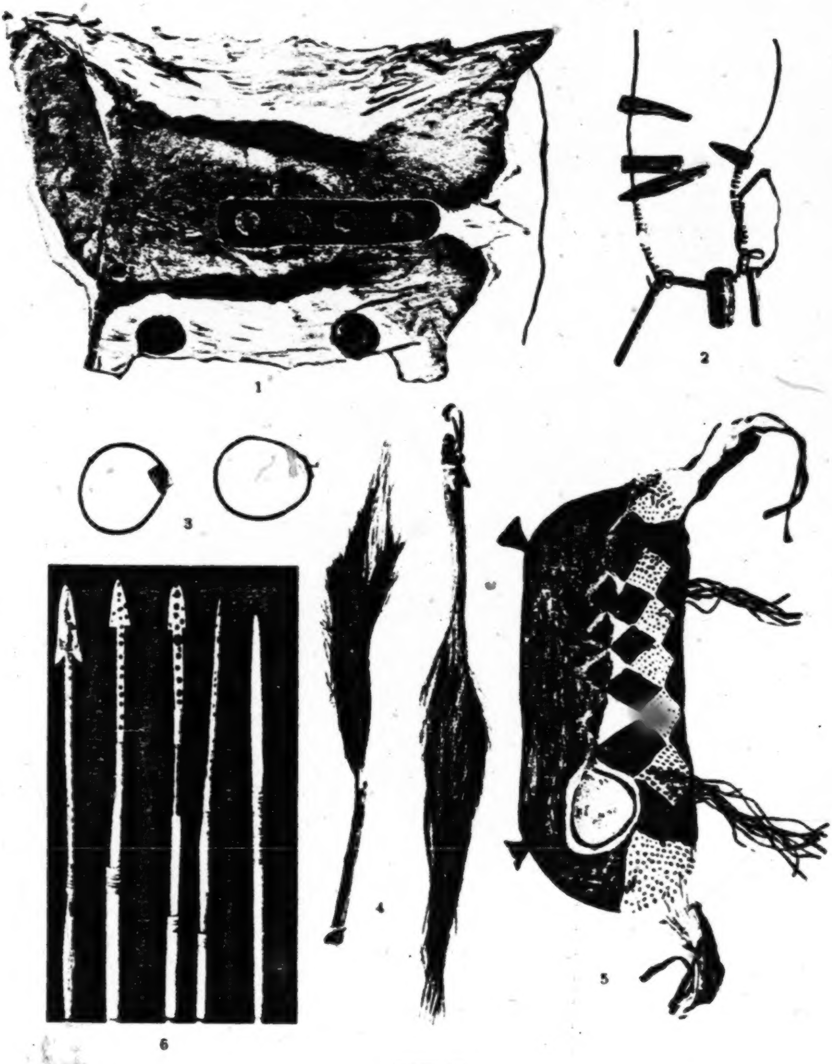


TAFEL IV. Windschirme und Hütten der ! Kung



TAFEL V. ! Kungbuschleute vom oberen Omuramba u Ovambo.

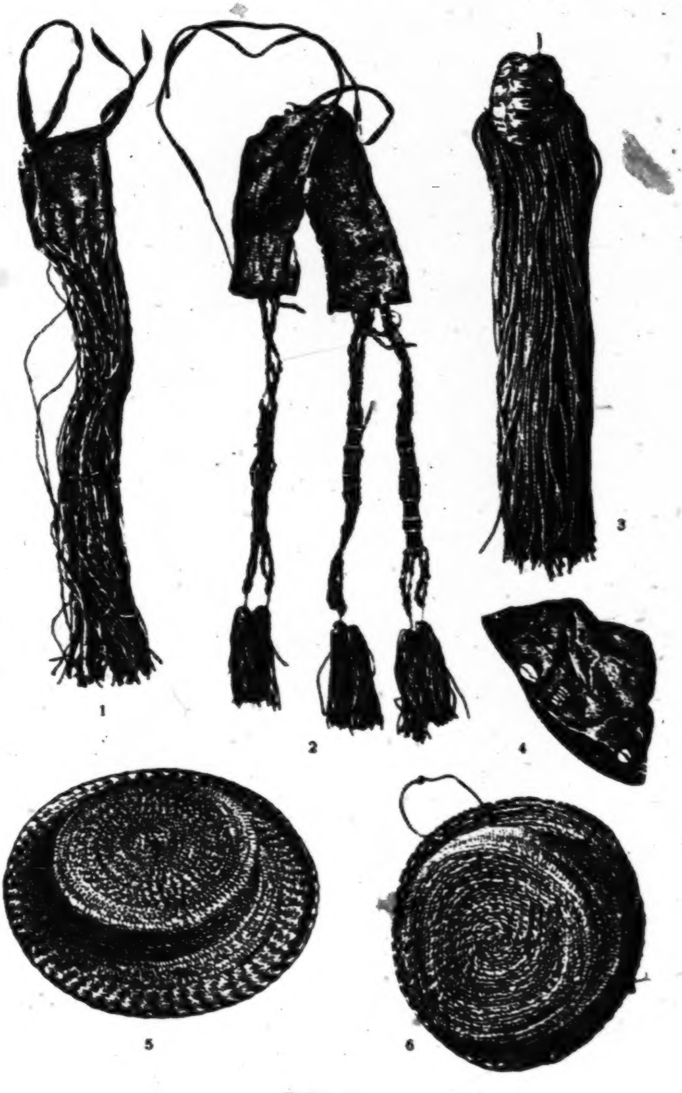
[End plate V]



TAFEL VI

1. Hinterschurz (Betschuanen), 2. Halsband (Buschmänner),
3. Grasarmbänder, 4. Fliegenwedel (! Kung), 5. Fellsack (Kaunashottentotten),
(Museum für Völkerkunde Berlin).
6. Buschmann-Pfeile, (Kapprovinz?) (Lindenmuseum Stuttgart)

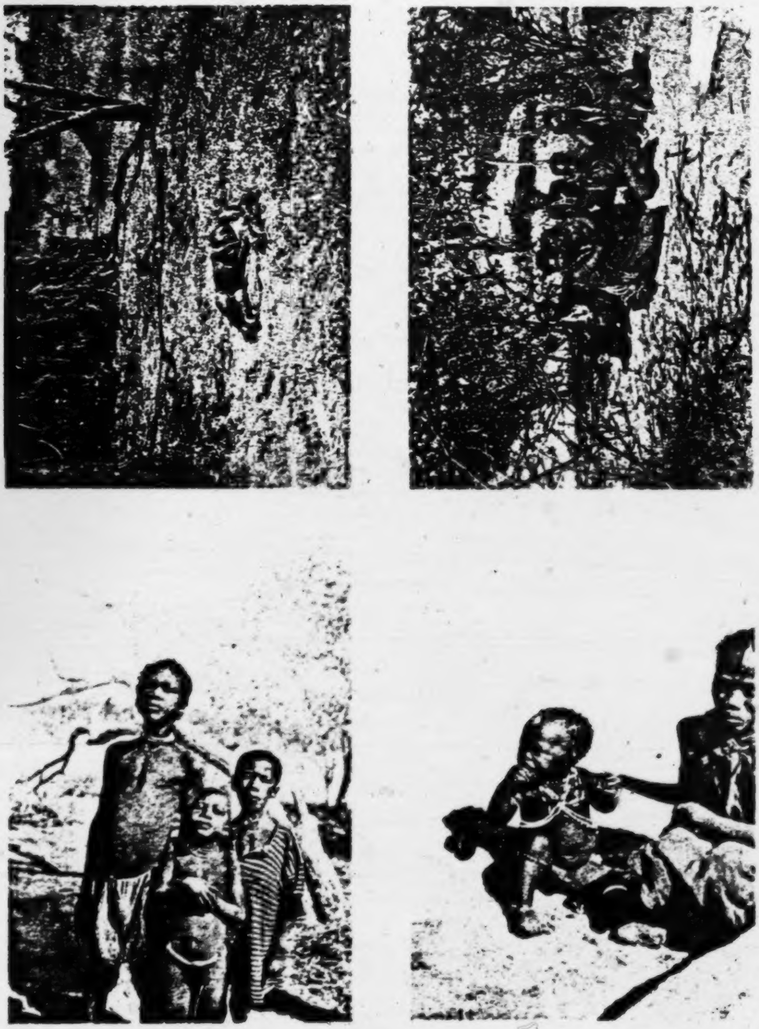
[End plate VI]



TAFEL VII.

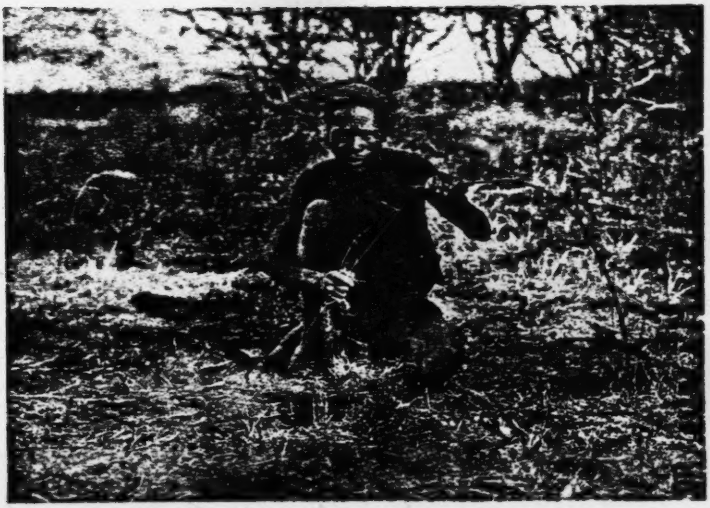
1. Schürze für kleine Mädchen (Nama und Hei ǁom)
2. Frauenschurz (Gegend von Gobabis)
3. Parfümdose (Herero)
4—6 Buschmannmützen und Strohhüte der Buschmänner (! Kung)
(1—4, 6, Völkerkundemuseum Berlin, 5. Lindenmuseum Stuttgart).

[End plate VII]

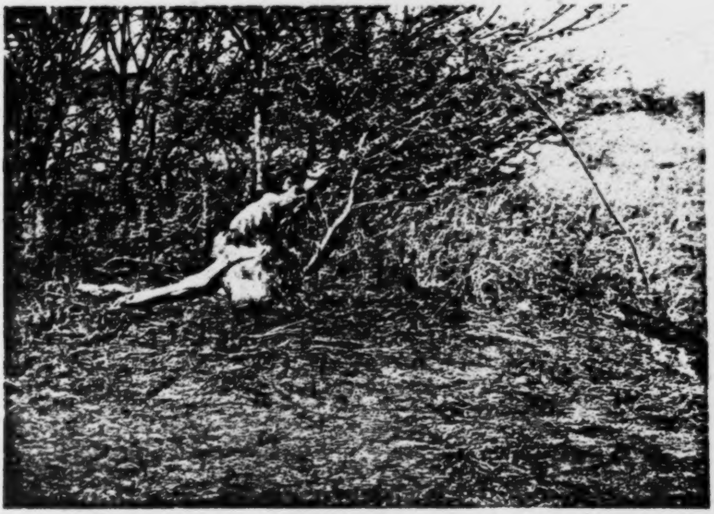


TAFEL VIII. Kindertypen der ! Kung-Buschleute

[End plate VIII]



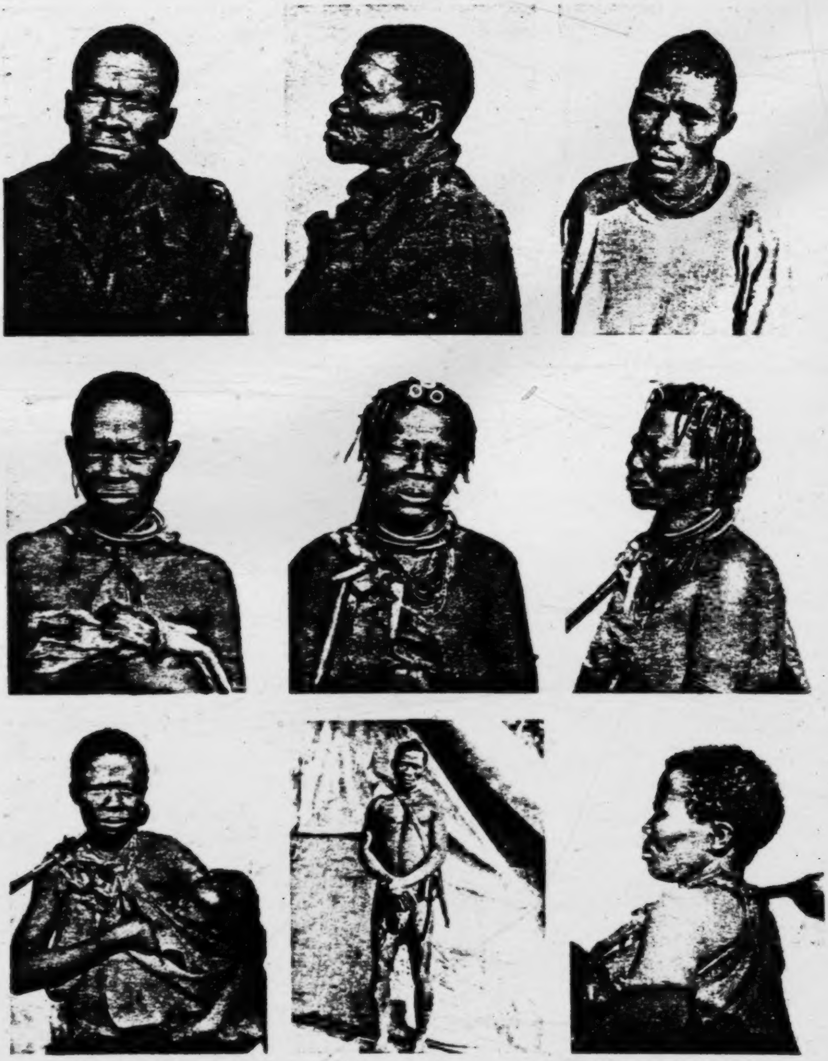
1. ! Kung. Beim Fallen stellen



2. Strauss in der Falle (! Kung; Sandfeld)

TAFEL IX.

[End plate IX]



TAFEL X. Typen der ! Kung aus dem Otjimpolofeld

[End plate X.]